

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 161

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«ENTSCHEIDUNGSFINDUNG IST LUSTIGER ZU ZWEIT»

Anfang Oktober öffnet die erste Ausstellung des Projekts «Kurator» in der Alten Fabrik Rapperswil. Christiane Rekade, die erste «Kurator»-Kuratorin, erzählt von ihren Plänen, Wünschen und dem Klima am See. von Ursula Badrutt

In Rapperswil-Jona entsteht eine neue Kunstmeile mit nationalen und internationalen Ansprüchen. Das Kunst-Zeug-Haus, der Ort für die Sammlung von Peter und Elisabeth Bosshard, ist im Umbau und eröffnet mit Kuratorin Lucie Grossmann kommenden Mai. In der Alten Fabrik startet ab Oktober das Projekt «Kurator», das die «Agentur Alltag» im Auftrag der Gebert-Stiftung für Kultur entwickelt hat, und das jedes Jahr von einem neuen Jung-Kurator betreut wird. Vor 15 Jahren hat gleichenorts die «IG Halle» begonnen, Ausstellungen, Veranstaltungen und Kulturvermittlung zu betreiben. Die IG Halle ist seit der Neuorientierung der Gebert-Stiftung für Kultur ortlos geworden. Zur Zeit gastiert die IG Halle in der ehemaligen Maschinenfabrik Schuler & Cie, die präzis zwischen der Alten Fabrik und dem Kunst-Zeug-Haus liegt. Während Stadt und Kanton die IG Halle 2007 mit 60'000 Franken unterstützen, gehen ans Kunstzeughaus 300'000 und an die Alte Fabrik 226'000. Hinzu kommen öffentliche Gelder in der Höhe von 180'000 Franken, die in die Gebert-Stiftung für Kultur fließen, die ihrerseits das Kunst-Zeug-Haus und das «Kurator»-Projekt unterstützt.

Kuratorin für ein Jahr: Christiane Rekade.
Bild: D-J Stieger

Saiten: Sie sind die erste «Kurator»-Kuratorin. Bis jetzt haben Sie stets in Kollaborationen Ausstellungen erarbeitet, meist – wie zur Zeit im Projektraum Exex in St.Gallen – in Zusammenarbeit mit Caroline Eggel. Hier müssen Sie sich alleine behaupten. Was bedeutet das?

Christiane Rekade: Ich merke, was die Vorteile sind, wenn ich ein Gegenüber habe. Die ganze Entscheidungsfindung ist spannender und lustiger zu zweit. Das Gespräch ist sehr wichtig. Die Ideen sprudeln besser. Jetzt muss ich den Austausch über andere Wege suchen: in erster Linie die Künstler. Ausserdem gehört zum Projekt «Kurator» ein selbst gewählter Mentor.

Ein erfahrener Hase, der Ihnen auf die Finger schaut?
Jemand, der einem zur Seite steht, wenn es nötig ist. Mit Daniel Baumann, dem Leiter der Adolf Wölfli-Stiftung, konnte ich das Programm überarbeiten. Das geschah in einem Moment, als ich nicht mehr weiter wusste. Im Gespräch wurde klar, dass das Thema überladen ist. Ich musste abspecken, vereinfachen und mich auf einen Themenstrang begrenzen. Es ist wichtig, sich im richtigen Moment Hilfe zu holen. Zudem geht es hier auch darum, das Netzwerk auszubauen. Für mich heisst es, die Schweizer Beziehungen auszubauen und aufzufrischen. Ich bin zwar hier aufgewachsen, aber abgesehen von den Ausstellungen im Klingenthal in Basel und jetzt im Projektraum in St.Gallen ist es für mich das erste Mal, dass ich in der Schweiz kuratiere.

Ihr «Kurator»-Jahr ist der alpinen Architektur von Bruno Taut gewidmet, einem 1880 in Königsberg geborenen Architekten mit visionären Vorstellungen einer künstlichen Gebirgslandschaft. Wie sind Sie auf dieses Thema gestossen?

Mir ist es wichtig, das Jahr unter ein Thema zu stellen, das mit einzelnen Abschnitten verknüpfbar ist. Das ist es auch, was wir in Berlin mit der Ausstellung «Sehnsüchtig gleiten Ballone rund um die Welt» angestrebt haben. Dieses Verketten und Ineinanderfliessen wollte ich wieder aufnehmen. Im Gespräch mit Freun-

den bekam ich den Hinweis auf die Zeichnungen von Bruno Taut. Das war der Auslöser.

Wie haben die Künstlerinnen und Künstler auf die Themenvorgabe reagiert?

Themenvorgaben sind oft einengend und unbeliebt. Die Künstler haben aber positiv reagiert, sehr inspiriert. Die Zeichnungen, die dem Ausstellungsprojekt zugrunde liegen, sind extrem utopisch. Auch expressionistisch, pazifistisch, zum Teil auch – aus der heutigen Sicht – esoterisch. Aber eben auch aktuell. Sie sind 1919 als Gegenentwurf zum Krieg entstanden, als ein Weltenentwurf. Taut ging von den Dichtungen Paul Scheerbarts aus. Er träumte von einer Gebirgslandschaft ohne nationale Grenzen, einer Welt voll Schönheit und Frieden. In der letzten Ausstellung werden die Zeichnungen gezeigt.

Ist die historische Rückbindung eine Vorgabe der Initiatoren, um sich von anderen Kunstinstitutionen im Raum Rapperswil-Jona, die sich ebenfalls zeitgenössischer Kunst widmen, zu unterscheiden?

Nein, man ist in der Gestaltung des Jahres sehr frei.

Was bedeutet es beim Planen des «Kurator»-Jahres, das erklärermassen als Sprungbrett gebaut ist, nur ein Jahr lang Zeit zu haben für die eigene Profilierung?

«Kurator» ist in der Tat als Kuratoren-Förderungsprogramm ein Zwischending, eine Mischung zwischen fester Anstellung, Übungsplatz und einem Stipendium.

Sie sind ja nicht unerfahren als Ausstellungsmacherin. Was hat Sie zur Bewerbung bewogen?

Ein Jahr lang einen Raum zur Verfügung gestellt bekommen, mit gewisser Infrastruktur und einem Budget, das hatte ich bis jetzt nie. Um längerfristig etwas aufzubauen, ist die vorgesehene Zeit natürlich zu kurz. Es ist auch schwieriger, mit der Region zusammenzuarbeiten. Alles muss schneller und konzentrierter geschehen.

Lässt sich in dieser Zeit ein Profil herstellen?

Das ist nicht einfach. Genau aus diesem Grund habe ich mich für ein Überthema entschieden. Fünf lose Einzelausstellungen hätten in meinen Augen weniger Zusammenhänge aufzeigen können. Um mit Einzelausstellungen übergreifende Aussagen zu machen, braucht es mehr Zeit.

Können Sie etwas zur oben angesprochenen finanziellen Situation sagen? Mit welchem Budget arbeiten Sie?

«Kurator» wird von der Gebert-Stiftung für Kultur, dem Kanton St.Gallen, der Stadt Rapperswil und verschiedenen Sponsoren unterstützt. Ich habe also ein Grundbudget für die Ausstellungen, muss aber auch weitere Sponsoren finden, um das Programm zu realisieren.

DIE ANDERE STIMME: PETER RÖLLIN VON DER «IG HALLE»

Peter Röllin, Kultur- und Kunstwissenschaftler und Mitinitiator der «IG Halle» und des Vermittlungsprogramms «artefix», hat im Raum Rapperswil-Jona viel Aufbauarbeit geleistet. In den jüngeren Entwicklungen und der Platzierung der beiden «Leuchttürme» «Kurator» und Kunst-Zeug-Haus sieht er zwar ein Potential, macht aber auch auf Probleme finanzieller und kulturpolitischer Art aufmerksam:

«Im Schnellzugtempo haben Amt für Kultur und Stadt Rapperswil-Jona das Projekt der Doppel-leuchttürme «Kurator» und Kunst-Zeug-Haus (Sammlung Peter und Elisabeth Bosshard) über die Runden gebracht. Die vom Kanton (Parlament) und von der Stadt Rapperswil-Jona beiden Häusern zugesprochenen Gelder sprengen alle Erwartungen und drängen die 'IG Halle' mit ihrem 15-jährigen Engagement und Leistungsausweis aus ihrer Position. Ist erlaubt, aber: Das aufgetürmte Kultur- und Kunst-Angebot erreicht in der Region trotz Nähe zur Grossstadt sein Limit. Hier nun Mitpokern und Mitgehen ist auch eine Frage der Lust.»

Sie eröffnen nebst der Ausstellung in der Alten Fabrik auch mit einem Projekt im öffentlichen Raum. Ist der zur Verfügung gestellte Ort zu eng?

Nein. Zur Eröffnung möchte ich nach aussen ein Zeichen setzen, den Raum öffnen. Die temporär arbeitende Künstlergruppe «Super!» aus Italien entwickelt und fördert ortsspezifische Projekte. «Superrapperswil» wird bis Ende Dezember in Form von farbigen Kristallen bei der Schiffpländestelle schwimmen und leuchten. So ein Projekt gibt zudem Möglichkeiten, Kontakte vor Ort zu knüpfen: mit Behörden für die nötigen Bewilligungen, aber auch mit Handwerkern, Spezialisten usw.

Wie nehmen Sie den Ort wahr? Es wurde auch Skepsis geäussert, ein so ambitioniertes Projekt wie «Kurator» in der Rapperswiler Peripherie zu realisieren.

Ich sehe es mehr als Herausforderung. Peripherie muss kein Nachteil sein. Ich will hier nicht andere Kunst zeigen als in Berlin. Vielleicht muss ich anders vermitteln, denn das Publikum ist möglicherweise anders. Genau das aber reizt mich: gute Künstler ausserhalb der grossen Zentren zu zeigen.

Wie empfinden Sie das Kultur-Klima in Rapperswil?

Die Lage als Ganzes kann ich noch nicht beurteilen. Innerhalb der Alten Fabrik ist es mir

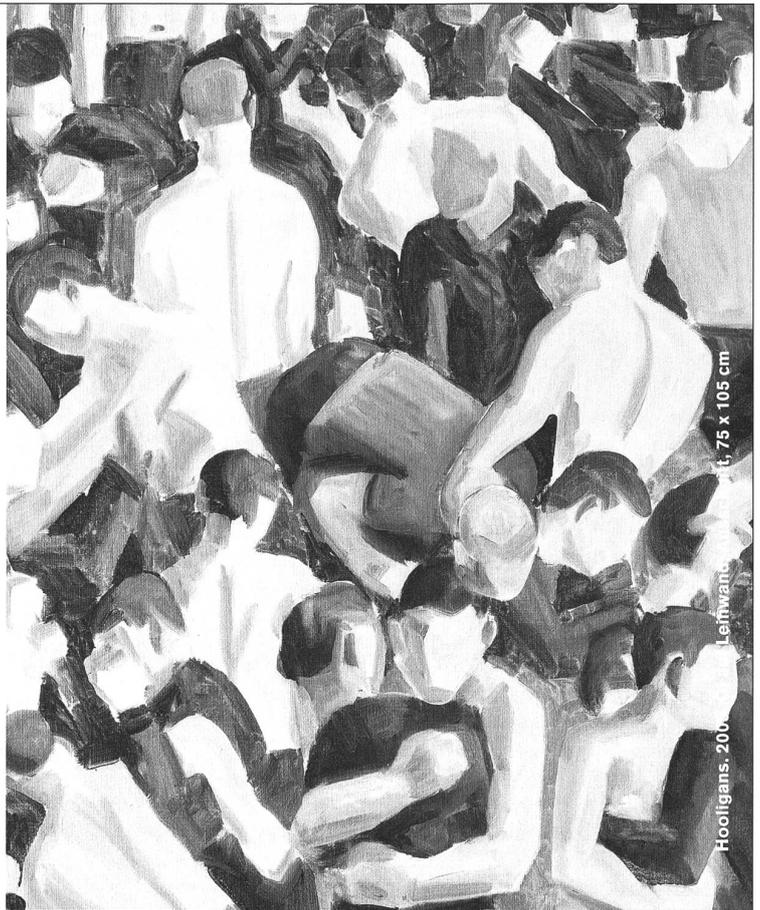
ZUR PERSON

Christiane Rekade ist 1974 geboren und in Speicher (AR) aufgewachsen. Nach dem Studium der Kunstgeschichte in Basel, Dresden und Berlin arbeitete sie in der Galerie Neugeriermschneider Berlin und betreute den Nachlass von Michel Majerus. In Kollaboration mit Caroline Eggel realisiert sie verschiedene Ausstellungen in Berlin, Basel und zurzeit im Projektraum Exex St.Gallen. Sie lebt in Berlin und zurzeit Rapperswil.

HANS SCHWEIZER
RETROSPEKTIVE
KUNSTMUSEUM OLTEN

16. SEPTEMBER BIS
11. NOVEMBER 2007

Kirchgasse 8
CH-4603 Olten
Dienstag – Freitag 14–17 Uhr
Donnerstag 14–19 Uhr
Samstag – Sonntag 11–17 Uhr
www.kunstmuseumolten.ch



t, 75 x 105 cm

Lehrwand

Hooligans, 2000

Kunstmuseum St.Gallen / bis 25. November 07

Di – So 10 – 17 Uhr, Mi bis 19 Uhr

Museumstr. 32, CH-9000 St.Gallen / www.kunstmuseumsg.ch

Brave Lonesome Cowboy
bis 27. Januar 2008

Emily Jacir

wohl. Für mich ist es gut, dass «Kurator» etwas Neues, noch Ungeformtes ist. Ich komme von aussen und muss mich nicht um alte Geschichten kümmern. Grundsätzlich finde ich es wichtig, miteinander und nicht gegeneinander zu arbeiten.

«Ich komme von aussen und muss mich nicht um alte Geschichten kümmern.»

Ist es auch ein Vorteil, nur ein Jahr Zeit zu haben, um sich nicht zu sehr in die internen kulturpolitischen Spannungen einmischen zu müssen?

Durch die Kürze hat man viel mehr Lust und Energie, die Situation voll auszunutzen, alle Kräfte einzusetzen. Es kann gar keine Ermüdung auftreten in so kurzer Zeit, für Routine reicht es nicht. Es ist mir aber bewusst, dass es sehr wichtig ist, die Leute vor Ort gut einzubinden. Ich kann hier nicht einfach ein gutes Programm durchziehen ohne Rücksicht auf verschiedene Erwartungen. Ich wünsche mir, dass die Leute von hier in die Ausstellung kommen, dass ein Austausch stattfindet.

Die letzte Ausstellung in Ihrem Jahr mit den Zeichnungen von Bruno Taut ist in Zusammenarbeit mit dem Kunst-Zeug-Haus geplant. Wie kam das zustande?

Das hat der Sammler Peter Bosshard vorgeschlagen. Er sitzt auch im Stiftungsrat der Gebert-Stiftung für Kultur und ist so fürs «Kurator»-Projekt beratend bei der Auswahl mit dabei. Mir gefällt die Idee der Zusammenarbeit. Der eine Teil wird hier und der andere im Kunst-Zeug-Haus zu sehen sein. Peter Bosshard wird gemeinsam mit Kuratorin Lucie Grossmann Werke aus seiner Sammlung auswählen. Von Taut gibt es nur fünf Zeichnungen. Wer und was sonst noch zu sehen sein wird, ist noch nicht festgelegt.

Wie unterscheiden sich die einzelnen Orte, die IG Halle, das Kunst-Zeug-Haus und das «Kurator»-Projekt in der Alten Fabrik?

Das «Kurator»-Projekt ist die junge, bewegliche Plattform. Das Kunst-Zeug-Haus ist gesetzter. Dort geht es um die Sammlungen von Peter und Elisabeth Bosshard und andere private Schweizer Sammlungen. Die IG Halle wiederum hat, so finde ich, für sich eine sehr spannende Lösung gefunden, indem sie flottiert, sich immer wieder neue Orte sucht. Das gefällt mir.

Alte Fabrik Rapperswil. 7. Oktober bis 18. November: Aufstieg vom Bergsee, Emanuel Geisser, Edit Oderbolz, Peter Stoffel. Mehr Infos: www.alte-fabrik.ch / www.kurator.ch

AMERIKA – GUT.

«Die Sammlung Ricke ist toll. Noch toller ist die Sammlung Ricke für St.Gallen», sagte der Direktor des Kunstmuseums St.Gallen, Roland Wäpse, dem Tagblatt vor einiger Zeit. Die Sammlung Ricke ist aber auch für zwei andere Museen toll: Zusammen mit dem Museum für moderne Kunst Frankfurt und dem Kunstmuseum Liechtenstein kaufte das Kunstmuseum St.Gallen in einer einzigartigen Aktion im Herbst 2006 die Sammlung mit vornehmlich US-amerikanischen Künstlerinnen und Künstlern. Unter dem Titel «Lust for Life. Die Sammlung Ricke» sind die Werke seit September in Vaduz zu sehen. Die Sammlung entstand in der 40-jährigen Sammlertätigkeit Rickes. Der Kasseler versteifte sich nicht auf eine bestimmte Kunstrichtung sondern sammelte nur «gute Kunst» – keinen Mainstream und auch keine Kunst, hinter der eine opportune Haltung stehe. Kunst, sagte Ricke, komme aus dem Kopf, der Bauch spiele



aber auch eine wichtige Rolle. Und weiter: Sinnlichkeit und Intellekt gehören zusammen und bilden das, was Kunst sein könne. Er habe immer alles richtig gemacht, sagt Fricke selbstbewusst. Liest man einige in der Sammlung vertretenen Namen, ist das Selbstbewusstsein verständlich: Richard Artschwager, Dan Flavin, Donald Judd, Richard Serra oder Barry Le Va. **(js) Kunstmuseum Liechtenstein.** Bis 13. Januar 2008. Öffnungszeiten: Di-So, 10-17 Uhr, Do 10-20 Uhr. Mehr Infos: www.kunstmuseum.li

ST.GALLEN – KREUZÜBER.

Vor zwei Jahren zeigte Alexandra Maurer im Projektraum Exex bei den «Ostdiamanten» zwei Arbeiten, in der sie gemalte Bilder animierte. In der Galerie Paul Hafner stellt sie zwei Arbeiten aus, bei denen sie die Idee weiterspinnt. Bei der Arbeit «Jump» druckt sie Stills einer Videoaufnahme aus, übermalt sie oder überträgt sie mit Pinsel auf Papier und fügt die einzelnen Sequenzen wieder zu einem Film zusammen. Zu sehen ist eine junge Frau, die auf einem Trampolin hüpfte. Bei der Arbeit «Escape» geht

Maurer einen ähnlichen Weg. Sie hielt eine Schauspielerin an, typische Bewegungen einer Flucht zu spielen. Wiederum nahm Maurer das Gespielte mit einer Kamera auf, generierte einzelne Stills, übermalte sie und hängte sie als Sequenz auf. Dank diesem Video-Malerei-Crossover verschwimmen in der Arbeit von Alexandra Maurer die Grenzen zwischen Beobachtung (Video) und Interpretation (Malerei). **(js) Galerie Paul Hafner.** Bis 13. Oktober. Öffnungszeiten: Mi-Fr, 14-18 Uhr, Sa 11-17 Uhr.

WINTERTHUR – LUSTIG.

Vor zwanzig Jahren eröffnete der Winterthurer Comicluden Zappadoing in Kooperation mit einem Secondhand-Schallplattenladen sein erstes Geschäft. Zusammen sei man stark, dachten sie. Nach einem Jahr, als sich die Absichten der Läden zu unterscheiden begannen, zog Zappadoing weiter: zusammen mit einer esoterischen Buchhandlung. Eines Morgens erschienen die Esoteriker nicht mehr im Laden und die Comicverkäufer zügelten wieder. Bis vor anderthalb Jahren war der Comicluden an der Obergasse im Verbund mit einer Beiz verortet. Mittlerweile arbeiten die tapferen Comicverkäuferinnen und -verkäufer alleine in einem mit aller Gattung Comics, Figürchen und Antiquitäten gefüllten Laden. Es ist ein schöner «Zufall», dass Zappadoing aufs Jubiläum hin mit vier anderen für den «Comicluden des Jahres im deutschsprachigen Raum» nominiert wurde. Auch die Alte Kaserne in Winterthur feiert Jubiläum: Seit 15 Jahren erleichtert das Kulturzentrum Menschen aus Winterthur und der Umgebung den Zugang zur Kultur. Da zusammen feiern lustiger ist als alleine, richten die beiden gemeinsam eine Ausstellung in der



Herr Seewalds Bart möchte heute unbedingt an der Bewölkung teilnehmen.

Cartoon: Ruedi Widmer

Alten Kaserne aus: «Winterthur lacht.» Gezeigt werden die auffällig vielen Zeichner, die in und um Winterthur wohnen: Järmann/Schaad, Peter Gut, Ruedi Widmer, Dani Bosshard, Jan Sablinier usw. **(js)**

Alte Kaserne Winterthur. 30. Oktober bis 21. Dezember. Vernissage: Dienstag, 30. Oktober, 19 Uhr. Mehr Infos: www.altekaserne.winterthur.ch

«LEBEN UND SCHREIBEN SIND ENG

Perikles Monioudis rückt in seinem neuen Roman «Land» den Mittelmeerraum näher zusammen. Sein Protagonist spürt in Städten wie Alexandria, Izmir oder Algier den griechischen Vorfahren nach. Ein Gespräch über Familienrecherche, die Schweizer Mehrheitsgesellschaft und das Glück, eine lange mitgetragene Geschichte beendet zu haben. von Sabina Brunnschweiler

Dass Städte wie Tel Aviv, Durres in Albanien, Alexandria, Marseille oder Beirut am selben Meer liegen, weiss man eigentlich. Aber doch denken wir in andern kulturellen Räumen...

Im Handel zum Beispiel oder in der Umwelt-Politik ist der Mittelmeerraum auf jeden Fall zusammenhängend gedacht. Wasserwege, Gewässer haben im Allgemeinen etwas Verbindendes. Alles Gute und alles Schlechte kommt übers Wasser, zumindest am Mittelmeer, wo Afrika, Europa und Asien zusammentreffen. Ich habe zwischen den Gestaden des Mittelmeers viele Gemeinsamkeiten entdeckt – dann suchte ich nach einer Klammer, um eine entsprechende Geschichte zu erzählen. So bin ich auf die Patisserie gekommen.

Wieso gerade die Patisserie?

Nicht etwa, weil ich Verwandte hätte, die Zuckerbäcker waren. Meine Eltern arbeiteten für die Uno. Süssspeisen sind in der griechischen, aber auch in der türkischen und arabischen Kultur äusserst präsent. Sie sind fast wichtiger als die Hauptspeisen. Man bringt

Süsses mit, wenn man eingeladen ist, Baklava oder Kadaifi etwa. Süssigkeiten sind ein wichtiger Bestandteil des mediterranen Zusammenlebens.

Auch wenn Ihre Vorfahren keine Zuckerbäcker waren: In «Land» gibt es viele Parallelen zu Ihrer eigenen Biografie.

Stimmt, mein Grossvater ist aus dem griechischen Smyrna, das heute türkisch ist und Izmir genannt wird, in die kosmopolitische Metropole Alexandria geflohen. Ägypten war damals eine britische Kolonie. Als General Nasser, das sozialistische ägyptische Staatsoberhaupt, in den fünfziger Jahren allen Ausländern die Arbeitsgenehmigung entzog, emigrierten auch meine Eltern in die Schweiz. Mir geht es aber nicht um eine Familienforschung. Sowohl meine Mutter, als auch mein Vater kommen aus einer kinderreichen Familie. Ich habe Verwandte in Melbourne, Toronto, New York, Delhi usw., einige wenige in Athen. Es gäbe darüber viel zu erzählen. Mein Interesse gilt hier aber dem Mittelmeerraum.

Auf dem Buchumschlag steht: «Perikles Monioudis hat seinen Mittelmeer-Roman geschrieben.» Das klingt, als ob Sie die Geschichte schon lange mitgetragen hätten.

Ich denke, man hat sie sich von mir erhofft. Die Reaktionen zum Buch sind eindeutig: Die Leute sind froh, dass es damit eine andere Stimme zum Thema Migration und Integration gibt. Eine Stimme, die die zur Zeit vorherrschende Polarisierung aufbricht. Wurzeln habe ich im Mittelmeerraum, der viele kulturelle Ausprägungen fasst, geboren und aufgewachsen bin ich in Glarus, ich bin Schweizer. Diese Kombination spiegelt eine Wirklichkeit wieder, die im Bewusstsein unserer Mehrheitsgesellschaft erst jetzt, dafür kraftvoll im Ankommen begriffen ist.

Und Sie können gut damit umgehen, dass die Bezüge zu Ihrer eigenen Kultur in «Land» klar gegeben sind?

Leben und Schreiben sind eng verknüpft, doch der Wechselkurs ist unbekannt. Ich betrachte alle meine Bücher als persönlich. In «Land» sind die Parallelen zwischen Autor und Hauptfigur gegeben. Sich selbst in die Waagschale zu legen, ist allerdings ein schwieriger Prozess. Gerade bezüglich der eigenen Herkunft wählen viele den einfachen Weg. Menschen beispielsweise, die seit sehr, sehr vielen Generationen in der Schweiz leben, denken manchmal, dass sie sich selbst nicht in die Waagschale legen müssten, wenn es ums

Bild: Dana Grigoreca



Perikles Monioudis ist 1966 in Glarus geboren. Seine Eltern sind zwei Jahre zuvor aus dem ägyptischen Alexandria in die Schweiz übersiedelt. Seine Grosseltern waren in den zwanziger Jahren als Griechen aus der heutigen Türkei vertrieben worden und nach Alexandria geflüchtet. Perikles Monioudis lebt heute in Zürich. Seine bisherigen Werke wurden in mehrere Sprachen übersetzt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

In «Land» erzählt er die Geschichte eines jungen Diplomaten, aufgewachsen in den Alpen, der rund ums Mittelmeer reist. Er sucht nach den in Alexandria verschollenen Zuckerbäcker-Rezepten seiner griechischen Vorfahren.

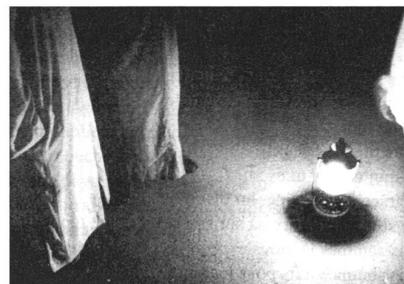
VERKNÜPFT»

LITERATOUR

mit Florian Vetsch

HINGETUSCHTE ERZÄHLUNGEN.

Der 1949 geborene Basler Autor Roger Monnerat ist durch «Die Schule der Scham» (1999) und den autobiographischen Roman «Der Sänger» (2002) als unverfroren unterkühlter Schilderer heisser Szenen bekannt geworden: Gekonnt weiss er im Post-Beat-Zeitalter zu unterhalten, subkutan gleichsam, mit Galgenhumor und messerscharfer Beobachtung gepfeffert sowie mit einer literarischen Eleganz im Situieren menschlicher Grenzgänge ausgelegt. Monnerats Erzählband «Konturen des Unglücks und eine schöne Geschichte» birgt viele markante Figuren. Zu ihnen zählt der attraktive, die Fantasien der Gemeindemitglieder ankurbelnde Pfarrer von O. oder der Journalist Robert, der auf einer detektivischen Recherche im Kurzschlaf einen Autounfall baut und in einer Garage im weltverlorenen Welschland einem brutalen Mechaniker in die Hände fällt, der ihn nicht nur ausraubt, sondern auch übel zurechtet. Monnerats Figuren prägen sich ein, selbst solche, die nur am Rand auftauchen. Etwa der Maler Robert Hirt; er leidet darunter, dass, «wenn die moderne Malerei vierzig Jahre später begonnen hätte, für ihn und die Maler seiner Generation noch etwas zu tun übrig geblieben wäre». Eine rabenschwarze Bemerkung, wie sie Monnerat in



LITTLE-MAG AUS TANGER.

«Nejma» (arab. «Stern») heisst eine neue, von Tanger aus transkulturell agierende Zeitschrift. Das Magazin enthält Passagen in Arabisch, der Berbersprache Amazigh, Französisch, Englisch und Deutsch sowie Fotos und Zeichnungen. Eine liebevoll gemachte Trouville im Zeitalter der ausgenüchternen und überbeworbenen Literaturzeitschriften. Simon-Pierre Hamlin lässt «Nejma» in die zweite Nummer gehen – mit Beiträgen von Pociao, Zoubair Ben Bouchta, Mohammed Mrabet, Alfred Hackensberger u.v.a.m. Bestellt werden kann das Little-Mag über die E-Mail-Adresse nejmalarevue@hotmail.com.

Nejma/Revue Littéraire. No. 2 (éditeur: Simon-Pierre Hamlin). Tanger, Februar 2007.

FOTOGRAFIN DER MAGISCHEN SEKUNDE.

Den Katalog zur Ré-Soupault-Ausstellung im Martin-Gropius-Bau zu Berlin hat Manfred Metzner unter dem Titel «Ré Soupault – Die Fotografin der magischen Sekunde» herausgebracht. Im Berlin der zwanziger Jahre startete Ré Soupault (1901-1996) ihre Karriere. Am Bauhaus studierte sie bei Johannes Itten, Wassily Kandinsky, Oskar Schlemmer, Paul Klee. «Itten lehrte mich sehen», sollte sie später einmal sagen. In Paris gründete Ré 1929 das Modestudio «Ré Sport» und heiratete den Surrealisten und Journalisten Philippe Soupault. Mit ihm reiste sie während der dreissiger und vierziger Jahre nach Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Norwegen, in die Schweiz und nach Tunesien. Während dieser Jahre entstand ein grosser Teil ihres eindrücklichen fotografischen Werks. Vier Jahre verbrachte sie zudem im süd- und nordamerikanischen Exil – in Eurafrika war wegen der Faschisten keine Bleibe mehr für Philippe und Ré Soupault. **Manfred Metzner (Hg.).** Ré Soupault – Fotografin der magischen Sekunde. Wunderhorn Verlag, Heidelberg 2007.

BÜCHLEIN ZUR INSPIRATION.

Die «Poesie Agenda 2008» im Orte-Verlag ist da. Mit smoking Sartre aussen auf dem Cover und zahlreichen poetischen und witzigen Texten und Bildern innendrin. Das Büchlein ist wie immer handlich geraten und bleibt eine Agenda, die zum täglichen Gebrauch sowie zur Inspiration taugt!

Poesie Agenda. Orte Verlag. Oberegg 2007.



den locker hingetuschten Erzählungen leicht über die Lippen geht und die vielleicht gerade deswegen im Kopf der Leserinnen und Leser hängen bleibt. **Roger Monnerat.** Konturen des Unglücks und eine schöne Geschichte. Bilgerverlag, Zürich 2006.

DER KORAN, SHORT CUT.

Zum Preis von einem Päckli Zigaretten gibt es den «Koran», short cut, in Friedrich Rückerts Übersetzung bei Anaconda, Köln. Der Herausgeber Axel Monte hat es unternommen, die Schlüsselstellen aus dem Buch zusammenzutragen, das für viele sieben Siegel hat und für wieder andere gar einen Stein des Anstosses darstellt. Die Auswahl besticht durch die von einer seltenen Intensität geprägte Sprache, die das dichterische Genie des Übersetzers Zug um Zug demonstriert, des Begründers der deutschen Orientalistik: Friedrich Rückert (1788-1866). Auf rund 90 Seiten geben die Zitate ein Konzentrat des Korans, dessen Sprachleib lebendig atmet und das manche Fragen, die sich heute stellen, von der Quelle her beantwortet, – sinnreich.

Mohammed. Die Weisheit des Propheten / Suren aus dem Koran in der Übersetzung von Friedrich Rückert. Anaconda Verlag, Köln 2007.

Zusammenleben aller in unserem Land geht. Der Definitions- und Legitimationsbedarf wird oft denen zugeschanzt, die man als Ausländer bezeichnet – obwohl sie etwa in der dritten Generation hier leben.

Ihr Protagonist, «der Reisende», reist ums Mittelmeer, um seinen Vorfahren nachzuspüren. Er legt sich in die Waagschale?

Die Figur, geboren und aufgewachsen in den Alpen, ist immer wieder irritiert, wenn sie mit Aussenbildern konfrontiert wird, die mit dem eigenen, inneren Bild von sich selbst nicht übereinstimmen. Etwa Zuschreibungen, die mit der Herkunft in Verbindung stehen. Der Reisende schaut sich am Mittelmeer alles an, fragt sich dabei, was das alles mit ihm zu tun habe. Um sich selbst auf die Schliche zu kommen, muss man eher wegnehmen als hinzufügen.

Einer der schönsten Sätze des Romans lautet: «Er wusste, dass es unter Umständen, die vielleicht seine Umstände waren, nur eine Generation dauert, bis der Flüchtling zum Flaneur wird.» Liegt der Unterschied zwischen Flüchtling und Flaneur in der Dringlichkeit der Reise?

Unter Umständen ist auch die Reise des Flaneurs ein Müssen, aus inneren Gründen. Aber eine solche äusserlich unerzwungene Reise ist natürlich etwas anderes als eine Migration. Ich denke, man findet keinen Flüchtling, der sagen würde, er sei froh, sich in seiner Lage wiederzufinden.

Hat «der Reisende» manchmal eine Art «schlechtes Gewissen» gegenüber seinen Vorfahren, weil er flanierend Orte besucht, wo sie sich als Flüchtlinge aufhalten mussten?

Nein, denn der Satz gilt auch umgekehrt. Es kann unter Umständen nur eine Generation oder auch nur einen Augenblick dauern, bis der Flaneur zum Flüchtling wird. Wer in einem freien Land aufgewachsen ist, kann dafür ruhig Dankbarkeit empfinden – und das als Ansporn sehen. Wir müssen die Freiheit nutzen, sie erhalten und gegebenenfalls mehren.

Sind Sie selber auch rund ums Mittelmeer gereist, um diesen Roman zu schreiben?

Ich war über die Jahre und schon als Kind an vielen Orten am Mittelmeer, ich kann sie kaum zählen. Jetzt, da «Land» veröffentlicht ist, frage ich mich manchmal, weshalb sich mir diese Geschichte nicht früher aufgedrängt hat. Denn ich empfinde es als grosses Glück, sie nun erzählt haben.

Perikles Monioudis. Land. Amman Verlag, Zürich 2007.

Mehr Infos: www.monioudis.ch



ST.GALLER KLEINBÜHNEN RÜCKEN ZUSAMMEN

Von Oktober bis November bietet sich in St.Gallen die Chance, das aktuelle Schaffen der drei städtischen Kleintheater zu überblicken. Figurentheater, Kellerbühne und Theater Parfin de siècle zeigen in einer Trioticket-Aktion je eine Eigen- oder Co-Produktion. von Flori Gugger

«Zusammen mit der Kellerbühne und dem Figurentheater, den anderen beiden eingesessenen Theaterinstitutionen sind wir für die kulturelle Grundversorgung der Region zuständig», sagt Arnim Halter vom Theater Parfin de siècle. Die drei Institutionen stünden für langjährige Kontinuität, und ein Ziel der Aktion sei, die Solidarität unter den drei Bühnen zu fördern. Oder, wie es Kellerbühnenleiter Matthias Peter formuliert: «Vielleicht verirrt sich ja jemand in ein Theater, in dem er vorher noch nie war.»

Bootsfahrt im Figurentheater

Den Anfang macht das Figurentheater. Es zeigt ab Ende September in Koproduktion mit dem Ostschweizer Theater Spalanzani einen Klassiker des englischen Humors. Mit dem Roman «Drei Männer im Boot» wurde der britische Humorist Jerome K. Jerome Ende des 19. Jahrhunderts schlagartig berühmt. Die Handlung ist schnell erzählt: Um dem Alltagskorsett zu entkommen, unternehmen drei hypochondrische Freunde eine Bootsfahrt auf der Themse. Mit an Bord ist ein ebenso neurotischer Hund. «Wir werden diese Geschichte bis zum bitteren Ende durchstehen, komme, was wolle.» Mit diesem Credo rudern sich die drei Freunde (gespielt von Simon Engeli, Noce Nosedà, Giuseppe Spina) schnurstracks ins

Verderben. Am Laufmeter passieren Pleiten, Pech und Pannen, und der neurotische Hund (Figurenspiel: Rahel Wohlgensinger) sorgt für zusätzlichen Tumult an Bord.

«Die relativ einfache Rahmenhandlung zeichnet sich durch feinen Slapstick aus», sagt Regisseur Michael Schwyter: «Die drei Figuren liefern sich einen ständigen Wettkampf um die besten Anekdoten.» Der Hund nimmt eine klassische Narrenrolle ein, der man mehr zugesteht. Obwohl der Roman vor über hundert Jahren erschienen sei, wirke der Humor alles andere als verstaubt, meint Schwyter. Zweifellos könne man sich noch heute in den drei Neurotikern wieder erkennen. Mit den Mitteln des Theaters will Schwyter die pannenreiche Bootsfahrt den Zuschauern erfahrbar machen. «Das geht schon fast in Richtung Objekttheater», erklärt Schauspieler Simon Engeli. «Der Umgang mit Gegenständen ist ein zentraler Aspekt des Abends.»

Bauernsöhne in der Kellerbühne

In der Kellerbühne wird derweil die Geschichte der Zürcher Oberländer Bauernsöhne Jakob und Heinrich Senn szenisch erzählt. Das Stück «Jakob Senn – Der «Grüne Heinrich» von Fischenthal» wurde im letzten November in Zusammenarbeit mit dem Zürcher «sogar theater» erfolgreich uraufgeführt. Im Rahmen

der Trioticket-Aktion kehrt die Inszenierung von Daniel Pfister nun in die Kellerbühne zurück.

Auf unterschiedliche Weise haben die Gebrüder Senn einen wichtigen literarischen Beitrag zum ländlichen Leben des 19. Jahrhunderts geschaffen. Jakob Senn (1824-1879) erzählt in seinem autobiografisch gefärbten Bildungsroman «Hans Grünauer» von einem Bauernsohn, der – aus finanzieller Not schon früh an den Webstuhl gefesselt – seiner Leidenschaft, der Literatur, nur als Feierabendbeschäftigung nachgehen kann. Sowohl der Romanheld als auch dessen Schöpfer entscheiden sich für eine Tätigkeit als freier Schriftsteller. Gleichzeitig beschreibt Jakobs älterer Bruder Heinrich Senn in ausführlichen Tagebucheinträgen die politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung der Schweiz im 19. Jahrhundert, die von florierender Heimindustrie, Alphabetisierung bis hin zur Industrialisierung geprägt ist.

Matthias Peter, der Leiter der Kellerbühne, hat vor drei Jahren eine Biografie der Gebrüder Senn vorgelegt, und 2006 war er an der Neuauflage von Jakob Senns Roman «Hans Grünauer» im Limmat-Verlag beteiligt – der Text steht in der Tradition von Gottfried Kellers berühmtem Bildungsroman «Der Grüne Heinrich.» Bei der Arbeit an diesen Projekten sei die Idee zum Stück entstanden, sagt Matthias Peter. In die Rollen von Jakob und Heinrich Senn schlüpft der Kellerbühnenleiter gleich selber. Die Sängerin Christine Lather und der Kontrabassist Bruno Brandenberger umrahmen die Geschichte musikalisch.



Neurotisches Trio mit Hund, literarischer Bauer und Demenz.
Bilder: pd.

DEAD MAN WALKING, NEU AUFGELEGT.

Tim Robbins Verfilmung mit Susan Sarandon und Sean Penn hat vier Academy Awards und einen Oscar eingeholt: «Dead Man Walking». Die Geschichte der Nonne Helen Prejean, die den zum Tode verurteilten Mörder Matthew Poncelet in seinen letzten Stunden begleitet, geht unter die Haut. Sie beruht auf einer wahren Begebenheit und wurde weltweit als Appell für die Absetzung der Todesstrafe verstanden. Schwester Helene Prejean, 1939 in Louisiana geboren, ist katholische Ordensschwester und Aktivistin gegen die Todesstrafe; sie wurde 1998 für den Friedensnobelpreis nominiert. Da die äusserste Auseinandersetzung Matthew Poncelets mit seiner Tat aber erst in der unausweichlichen Konsequenz seiner Hinrichtung erreicht wird, war diese Interpretation von Robbins Film auch immer wieder umstritten. – Der junge Regisseur Marc Praetsch setzt sich nun

gen Mordopfer Poncelets. Die szenische Collage dreht sich um Fragen der Rache und Vergebung – sie setzt Helen Prejeans Prinzip der bedingungslosen Liebe auf den Prüfstand.

Marc Praetsch inszeniert das Stück als Koproduktion von Theater Basel, Théâtre des Capucins Luxemburg und TaK in Schaan. Der in Hamburg aufgewachsene Schauspieler und Regisseur hat in den vergangenen Jahren mit Theaterabenden auf sich aufmerksam gemacht, bei denen gemeinsam mit den Theaterprofis immer Jugendliche auf der Bühne standen. Vielbeachtet spielte er in Hildesheim etwa mit gefährdeten Schülern Schillers «Räuber». Praetschs Stücke sprechen das Unangenehme an und sind so immer auch schmerzhaft. (sdb)
Theater am Kirchplatz TaK Schaan. Dienstag, 23., und Mittwoch, 24. Oktober, jeweils 20.09 Uhr, Einführung: 19.30 Uhr. Mehr Infos: www.tak.li

auf der Bühne mit dieser Problematik auseinander. Sein Stück trägt den selben Titel wie der berühmte Film und geht der Frage nach, «ob das archaische Prinzip 'Auge um Auge' der Gerechtigkeit zur Geltung verhelfen kann». Befürworter und Gegner der Todesstrafe, hilflose Helfer und überforderte Vollstrecker melden sich zu Wort. Engeln gleich sind zwei jugendliche Schauspieler ständig anwesend und erinnern an die jun-

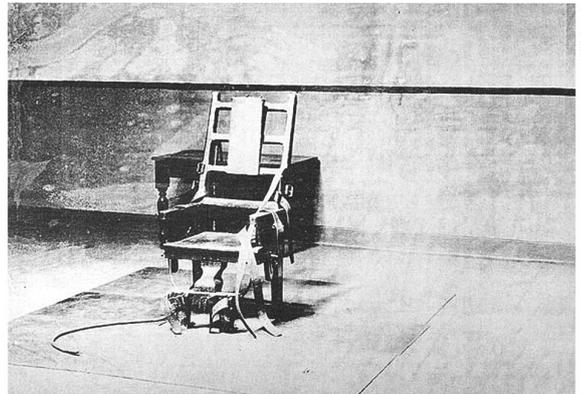


Bild: pd.

SHAKESPEARE, NEU AUFGELEGT.

Bekanntlich zeigt auch die St.Galler «Operation Shakespeare» berühmte Geschichten in neuem Licht und stellt dabei eigenwillige Fragen; sie setzt Werke William Shakespeares in Kontext zu heutigen Komödien und Dramen. Nach Romeo und Julia (Juliamoromeo) und dem Sommernachtstraum (Puck & Co.) haben sich Kuska Caceres, Josef Busta und Regisseur Erich Furrer nun mit Shakespeares Romanze «Der Sturm» beschäftigt, dem letzten Theaterstück des grossen Dichters. «Ariel, Inselsturm & Sauberzauber» heisst die St.Galler Überarbeitung. Der Zauberer Prospero, ehemals Herzog von Mailand, und seine Tochter Miranda sind vom machthungrigen Bruder Antonio auf dem Meer ausgesetzt worden, geraten in einen Sturm und stranden auf einer Insel – über die Prospero bald herrscht. Ihm unterstehen zum Beispiel der Luftgeist Ariel oder der verkrüppelte Sohn der Sy-corax namens Kaliban. Und

dank allerlei Zauberkraft kommt es auf der einsamen Insel bald zu einem Wiedersehen mit Prosperos Feinden. Auf die unübersehbaren Parallelen zur amerikanischen Hit-Fernsehserie «Lost» hat die «Operation Skakespeare» auf ihrem Flyer bereits hingewiesen. (sdb)

Keller der Rose St.Gallen. Mi 24., Fr 26., Sa 27., So 28., Di 30., Mi 31. Oktober, jeweils 20 Uhr. Fr 2., Sa 3. November, jeweils 20 Uhr. Sonntag, 4. November: Matinee um 11 Uhr, Kaffee und Gipfeli ab 10 Uhr.
Mehr Infos: www.netzwerkbuene.ch



Bild: pd.

Älterwerden bei Parfin

Auch das literarische Kabinett Parfin de siècle widmet seine neueste Produktion der Schweizer Literatur. Mit dem Stück «Heute» bringen die Theatremacher vom Mühlensteg bereits zum zweiten Mal einen Theaterstext der Ostschweizer Autorin Helen Meier zur Uraufführung. Wieder geht es ums Zurück- und Vorwärtsschauen im fortgeschrittenen Alter: Während «Janus» (2004) noch das kunterbunte Leben vierer Damen in einer Alters-WG geschildert hat, thematisiert «Heute» die zunehmende Krankheit Altersdemenz. Ein Mann (Beat Brunner) und drei Frauen (Doris Struett, Pia Waibel, Regine Weingart) treffen sich einmal im Monat für gemeinsame Gespräche über das Leben, die immer mehr von der zunehmenden Demenz des Mannes bestimmt werden.

«Heutzutage werden die Leute immer älter», sagt Regisseur Arnim Halter, «so dass früher oder später das Rentenalter hochgeschraubt werden kann.» Doch bei manch einem mache das Hirn nicht mit. Von Demenz- oder Schlaganfällen seien viele Familien betroffen: «Das hat mit uns zu tun, deshalb hat der Stoff seine Berechtigung auf der Theaterbühne.» Helen Meier gehe in ihrem neusten Stück Fragen wie der Selbstbestimmung oder der menschlichen Würde bei Demenzfällen nach.

Figurentheater, Kellerbühne, Theater parfin de siècle. Trioticket im Oktober und November: Für 75 Franken können an jeweils fünf oder sechs Abenden die drei Produktionen besucht werden. Sonntag, 25. November, ist St.Galler Theatertag: Alle drei Stücke werden in Folge gezeigt. Mehr Infos und Reservation: www.kellerbuehne.ch, www.figurentheater-sg.ch, www.parfindesiecle.ch

MÖRDER UND RÄCHER WIDER WILLEN

«Daratt», der neue Spielfilm von Mahamat-Saleh Haroun aus dem Tschad, erzählt die Geschichte des jungen Atim, der auszieht, um den Mörder seines Vaters zu töten. Eine Parabel einer Identitätsfindung und ein Manifest für den Frieden in einer Welt der Gewalt. von Monika Slamani

«Kennst du die Geschichte vom Typen, der seinen Schatten loswerden will?», fragt Atim seinen neu gewonnenen Freund Massa in Tschads Hauptstadt N'Djamena. «Er rennt die ganze Zeit umher wie ein Irre. Doch überall folgt ihm sein Schatten, der sagt, 'du wirst mich erst los, wenn du deine Aufgabe erfüllt hast'.» Atim, 16, ist einer der Hauptdarsteller im Film «Daratt» von Regisseur Mahamat-Saleh Haroun aus dem Tschad. Ein zorniger junger Mann, der vom Dorf auszieht, um in der Stadt seinen ermordeten Vater zu rächen.

Kamera in den Blicken

Haroun zeichnet in seinem dritten Spielfilm das Leben in einem Land nach, in dem sich

rivalisierende Völker seit Jahrzehnten bis aufs Blut bekämpfen, und wurde dafür am Filmfestival in Venedig 2006 mit dem Spezialpreis der Jury ausgezeichnet.

Daratt, «Trockenzeit», suggeriert eine in der Dürre und der Hitze, in der Resignation und der Trauer festgefrorene Stimmung, die ebenso gut in Stillstand und Depression stecken bleiben wie jeden Augenblick explodieren könnte. Zerbombte Mauern in einer leblosen Halbwüste; Menschen, die in behelfsmässigen Verschlüssen hausen und in den Kriegswirren irgendwie Fuss zu fassen und zu überleben versuchen. Wie Atim, durch dessen bohrenden Blick wir das Land sehen.

Es sind diese Blicke aus vielen Augen, die Ver-

achtung, Hass, Angst, aber auch Trauer und Wehmut ausdrücken – durch die die Kamera durch die Geschichte führt. Atims Blick, der den Soldaten provoziert, auf der Fahrt in die Hauptstadt, mit der Pistole in der Tasche, mit der er nicht umzugehen weiss. Er kennt weder den Mörder noch den Vater, Atim war noch nicht auf der Welt, als er umgebracht wurde.

Blind für friedliche Lösungen

Sein Grossvater – bezeichnenderweise ist er blind – schickt ihn auf den Rachefeldzug, nachdem er im Radio von der Amnestie für die wegen Kriegsvergehen Gefangenen gehört hat. Mit dieser Strategie sucht die Regierung einen Ausweg aus der Spirale der Gewalt, die die Überlebenden blindlings weiter treiben. Doch Atims Grossvater und seinesgleichen sind blind für friedliche Lösungen. Sie wollen Vergeltung, keine Vergebung. Er drückt Atim die Waffe seines Vaters in die Hand und zwingt ihm eine Aufgabe auf, die er für die Mannwerdung Atims als unabdingbar macht, an der dieser aber mehr und mehr (ver-)zweifelt.

Atim findet in der Stadt Arbeit, ausgerechnet bei Nassara, dem Mörder. Von der ersten Begegnung an mit dem Sechzigjährigen mit dem starren Gesicht, der vor der Tür seiner kleinen Bäckerei Brot an hungernde Kinder verteilt, mustern sie sich, umkreisen sich, lassen sich nicht aus den Augen wie zwei Nahkämpfer vor dem Angriff. Nassara ahnt, dass Atim mehr als nur Arbeit sucht.



Hoffnung für die Sehenden. Bild: pd.

Der Kampf entwickelt sich zäh. Nassara nimmt Atim auf und lehrt ihn sein Handwerk. Hier kommt es zu einem der seltenen Momente, in denen Atim sich lebendig und glücklich fühlt, als er sein erstes selbstgebackenes Brot aus dem Ofen zieht. Seine geheime Mission wird immer quälender. Er trägt stets die Pistole unter dem Hemd, doch jede Gelegenheit, Nassara zu erschiessen, scheitert an seinem Zaudern. Es wird je länger je schwieriger, den Mann zu ermorden, den er nicht als Täter, sondern als Wohltäter kennengelernt hat, der ihm Arbeit, Brot und Zuneigung schenkt und in ihm den Sohn sieht, den er nie hatte. Er könnte für Atim der Vater sein, den er nie gekannt hat. Doch sein Schatten zwingt Atim zu hassen, sich für eine fremde Vergangenheit die Hände blutig zu machen, anstatt seine eigene Zukunft anzupacken, Fussball zu spielen und mit Mädchen zu flirten.

Eindringliche Darsteller, aufwühlende Stille
Daratt erzählt von der Zerrissenheit eines kriegsgebeutelten Landes, die ein Leben in Frieden unmöglich macht und stellvertretend für viele Länder Afrikas und darüber hinaus gilt. Aber auch vom Reifen und Verstehen, «vom Lernen (...) und der dringlichen Notwendigkeit zu vergeben, um wachsen zu können», wie Regisseur Haroun in einem Interview sagt. Er arbeitet mit Laien, weil es im Tschad keine professionellen Schauspieler gibt. Sie kennen die Kriegssituation aus eigener Erfahrung, und ihre grossartige Leistung macht den Film so eindringlich. Aber auch die Einfachheit der Ausstattung, das Weglassen von Dekor und Lokalkolorit. In den ruhigen, fast besinnlichen Bildern lässt er geräuschlose Längen stehen, die manchmal schwer auszuhalten sind, weil sie mehr sagen über das Leben zwischen Gewalt, Hass und der Sehnsucht nach Frieden und Normalität als spektakuläre Szenen von Krieg und der Not der Überlebenden.

Umso weiter ihm die Augen aufgehen, umso gefangener ist Atim in einer Pattsituation, in der Täter und Opfer nicht mehr klar zu definieren sind. Auch Nassara ist ein Opfer. Er hat seine Stimme im Krieg verloren, als ihm der Feind den Hals aufschlitzte. Er muss mit einem Sprechgerät und seinen eigenen Schatten leben, die ihm die Freude am Leben nehmen. Der schweigende Atim wird für ihn zum einzigen Lichtblick.

Am Ende kommt es zum Showdown in der Wüste. Atim findet zu einem ureigenen Ausweg aus einer verzweifelten Lage. Die Blinden erhalten scheinbar Vergeltung, aber die Sehenden überleben. Und es bleibt die Hoffnung auf einen Neuanfang.

«Daratt» läuft im Oktober im **Kinok St.Gallen**.
Spieldaten siehe Kalender.



GOLDEN DOOR.

Südtalien zur letzten Jahrhundertwende. Das Baurenleben ist karg, die Gefühlswelt von Aberglauben beherrscht. Kein Wunder reagiert Salvatore auf die sagenhaften Berichte der Auswanderer: Rüben so lang wie Bäume, Kartoffeln so gross wie Kutschen und Bäume, die riesige Goldmünzen als Früchte tragen. Er beschliesst die Überfahrt zu wagen. Unter den Emigrantinnen und Emigranten befindet sich auch die geheimnisvolle Engländerin Lucy, die

sich Salvatores Familie anschliesst. Doch die Einreise in die Vereinigten Staaten ist nicht einfach. Poetisch und bildgewaltig (die beeindruckende Kamera ist von Agnès Godard) erzählt Emanuele Crialesi («Respiro») vom Aufbruch ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten. «Golden Door» zeigt das entwürdigende Aufnahmeverfahren auf Ellis Island, das so noch nie zu sehen war. Gesundheit und Intelligenz der Einwanderer werden getestet; wer durchfällt, wird zurückgeschickt. Alleinstehenden Frauen wird die Einreise verweigert, einen Ausweg bietet die auf Ellis Island eingerichtete Heiratsvermittlung. Der einfallsreich gefilmte und mitreissend gespielte Film gewann letztes Jahr am Filmfestival von Venedig den Silbernen Löwen. «Ganz, ganz grosses Kino» (Stern). (sm)



THE HOST.

Am Flussufer lässt es sich in Südkoreas Hauptstadt am besten ausspannen. Hier macht man es sich mit einem Dosenbier aus der Snackbude gemütlich. Der rüstige Besitzer wacht über Bier, Sandwiches und seinen eigensinnigen Nachwuchs: einen desillusionierten Polit-Aktivistin, eine talentierte Bogenschützin und einen antriebschwachen allein erziehenden Vater und dessen 12-jährige Tochter Hyun-seo. Am helllichten Tag bricht plötzlich Panik aus. An der

Uferpromenade macht eine furchterregende Wasserkreatur Menschenjagd und erwischt auch die kleine Hyun-seo. Hysterie erfasst die Millionenstadt, Epidemie-Alarm wird ausgerufen und die verzweifelte Familie als Risikogruppe zwangsinterniert. Als sich die totglaubte Hyun-seo wie aus dem Nichts per SMS meldet, bleibt den Verwandten keine andere Wahl: Um das Mädchen zu retten, müssen sie das Biest selber stellen. Die Rettungsaktion wartet mit viel cleverer Action auf, geht auch emotional ans Eingemachte und bereitet einen Heidenspass. «The Host» ist die Kinoüberraschung dieser Saison. Spannend, witzig, trashig und gesellschaftskritisch – ein Monster-Action-Öko-Polit-Comedy-Schocker, der das Zeug zum Klassiker hat. «Ungeheuer stark» (Tages-Anzeiger). (sm)



JOSEPHSON BILDHAUER.

Der Dokumentarfilm nähert sich behutsam dem Zürcher Bildhauer Hans Josephsohn, dessen Werk im Kesselhaus Josephsohn im St.Galler Sitterwerk in wechselnden Ausstellungen präsentiert wird. Josephsohn war lange nur einem kleinen Kreis von Kunstinteressierten ein Begriff. Seit einigen Jahren gilt er als wichtigster Schweizer Bildhauer. Der Film zeigt die Entstehung verschiedener Skulpturen und Reliefs von der Skizze bis zur endgültigen Bronze

und versucht, den inneren Antrieb von Josephsohns lebenslanger Suche zu verstehen und das Spezifische seiner Arbeit zu entziffern. Das einfühlsame Porträt spielt grösstenteils im Atelier, dort, wo die Skulpturen entstehen und die unbändige Kreativität des eigenwilligen Bildhauers sichtbar wird. Dass man diesem bedeutenden Künstler gespannt achtzig Minuten lang bei seiner Arbeit zusieht, liegt nicht zuletzt an der hervorragenden Kameraführung von Matthias Kälin («Hardcore Chambermusic»), der mit Laurin Merz Regie führte. Die Premiere findet am Freitag, 5. Oktober, im Sitterwerk in Anwesenheit der Regisseure statt. Ab 19 Uhr Apéro im Kesselhaus Josephsohn, um 20 Uhr Filmvorführung im Atelierhaus. Wegbeschreibung: www.sitterwerk.ch. (sm)

Alle Filme laufen im Oktober im **Kinok St.Gallen**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.

EWIGE SUCHE NACH NEUEM SOUND



Bild: Adriano Fagundes

Im Oktober spielen Animal Collective im Palace das einzige Schweizer Konzert. Kollektivmitglied Avey Tare erzählt von Freundschaft, Dynamik und russischen Avantgarde-Märchen. von Georg Gatsas

Saiten: Im Moment lebt ihr alle in verschiedenen Städten, Panda Bear sogar auf einem anderen Kontinent, in Portugal. Beeinflusst das eure Musik und eure Freundschaft?

Avey Tare: Diese Bedingungen machen die Proben ein wenig komplizierter, wir stecken viel Zeit in organisatorische Arbeit. Wir gehen unserer Tätigkeit aber auch konzentrierter als bisher nach, da wir nur in einem bestimmten Zeitraum alle beieinander sind. Ideen für neue Songs oder Fragmente einzelner Lieder schreibt wie bisher jeder für sich alleine. Während den Proben fügen wir diese zusammen, wobei völlig neue Stücke entstehen können, die mit dem Ausgangsmaterial wenig Ähnlichkeit haben. Wenn wir auf Tour gehen, treffen wir uns üblicherweise zwei Wochen vorher, proben intensiv, schreiben neue Songs.

Es geht also im Grunde genommen darum, die Zeit zu organisieren. Wenn wir nicht unterwegs sind, sehen wir uns meistens drei oder vier Monate nicht, die gemeinsame Zeit schätzen wir dann besonders.

Wirken sich die in Portugal populären Musikgenres Kuduro und Baile-Funk auf eure Musik aus?

Alles, was um uns herum ist, prägt uns. Wie weit portugiesische Musikgenres in unsere Musik einfließen, wissen wir nicht. Teil unseres Schaffens ist es, alles um uns herum zu filtern und damit etwas Neues zu schaffen.

Animal Collective ist kein Teil dieser sogenannten Neo-Folk- oder Freak-Folk-Bewegung, wie manche Musik-Kritiker euch gerne kategorisieren...

Ganz genau, das sehen wir auch so.

Geht es bei euch nicht vielmehr darum, Musik weiter voranzutreiben, beispielsweise wie ihr euren Songs organische Sound-Elemente beifügt?

Uns geht es darum, Musik zu machen, die für uns selbst interessant ist. Geprägt hat uns unter anderem auch elektronische Musik. Schall-Experimente sind für uns wichtig. Diese entstehen vor allem dann, wenn Dynamik zwischen uns entsteht und eine für uns einzigartige Energie freigesetzt wird. Uns ist das vor allem auch bei unseren Live-Auftritten von grösster Wichtigkeit. Wir sind deshalb auf der ständigen Suche nach einem neuem Sound.

Welche Bands, Musiker, Künstler, Filmemacher üben Wirkung auf euch aus?

Im Moment sind das Bands wie Black Dice oder Gang Gang Dance, die uns auch persön-

lich sehr nahe stehen. Ich höre mir viel Musik an, bei denen Samples eine wichtige Rolle spielen, elektronische Musik oder Hip-Hop-Acts wie J Dilla oder Madlib. In letzter Zeit üben russische Avantgarde- und Märchenfilme mit ihrer Bildgewalt und Farbenpracht eine grosse Faszination auf mich aus.

Die einzelnen Mitglieder von Animal Collective veröffentlichten auch Solo-Alben, oder kollaborieren mit anderen Künstlerinnen und Künstlern. Du selbst hast ein weiteres Projekt mit Eric Copeland von Black Dice namens Terrestrial Tones. Brian DeGraw von Gang Gang Dance hat sowohl ein Video für Animal Collective als auch für Panda Bears Solo-Projekt gedreht. Wie wichtig sind für euch solche Zusammenarbeiten?
Ein Grossteil unserer Kollaborationen entsteht durch gute Freundschaften. Eric und ich wohnten für ein paar Jahre zusammen. Wir haben dieselben musikalischen Vorlieben. So war es nur eine Frage der Zeit, bis wir zusammen Musik machen würden. Animal Collective befindet sich momentan in einem sehr intensiven Live- und Aufnahme-Rhythmus, die Zusammenarbeit mit Freunden ist eine willkommene Auszeit dazu.

Ihr geht diesen Herbst auf Europa-Tournee. Auf der momentanen USA-Tour habt ihr einige neue Live-Elemente miteinbezogen, unter anderem auch tanzende Skelett-Ballerinas. Werden diese auch in Europa zu sehen sein?

Es ist noch unklar, was wir alles nach Europa mitnehmen. Wir wissen auch nicht, ob es möglich ist, alle unsere Instrumente nach Europa zu transportieren.

Warum spielt Deakin momentan bei euren Live-Auftritten nicht mit?

Er hat beschlossen, dieses Jahr eine Pause einzulegen, da er letztes Jahr kaum eine ruhige Minute für sich allein hatte. Es ist nicht unüblich bei Animal Collective, dass jemand von uns mal eine kurze Auszeit einlegt. Das gab es früher auch schon.

Ihr agiert selbstbestimmt und schert euch wenig um Konventionen...

Ja, ich hoffe auch, dass sich in Zukunft weniger Leute fürchten, die eigenen Träume zu erfüllen. Es sollten mehr Menschen wagen, auf persönliche Entdeckungsreisen zu gehen. Dasselbe gilt auch für die Musik. Ich habe die Erwartung, dass mehr Bands stilistisch unbetretene Pfade bewandern.

Siehe auch René Siebers Plattenbesprechung auf Seite 45.

Palace St.Gallen. 20. Oktober, 21.30 Uhr.
Mehr Infos: www.palace.sg

DIE HIP-HOP-GRENZE.

In der Ostschweiz ist immer alles ein bisschen anders. In kurzer Folge sind zwei Hip-Hop-Alben erschienen, die in keine Schublade passen. Göldins und Bit-Tuners «Fantasy Is Fucked» und Dfrex' (aka Shqipton Rexhaj und Dave Fryman) «Sunshine In Exile».

Wir vermisse sie schmerzlich: Göldin und Bit sind nach Zürich abgewandert, haben in Kloten ein Flugzeug geklaut, ein Raumschiff gekapert, die Ausserirdischen rausgeschmissen und schweben jetzt im geostationären Orbit über der Provinz, auf die sie jederzeit ein Laserbombardement ablassen können. «Fantasy is fucked» ist nichts anderes als eine Salve aus vollen Geschützen auf die Provinz mit ihrer Kleinkarierteit, mit ihrer Kleinkunst, ihrem Kleinligafussball und ihrer verkifften Kleindepression. Nun gut, das kennen wir von dem Duo bereits. Also alles wie gehabt?

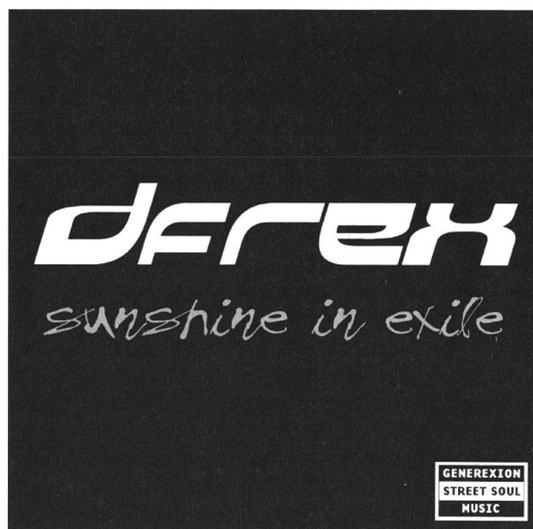
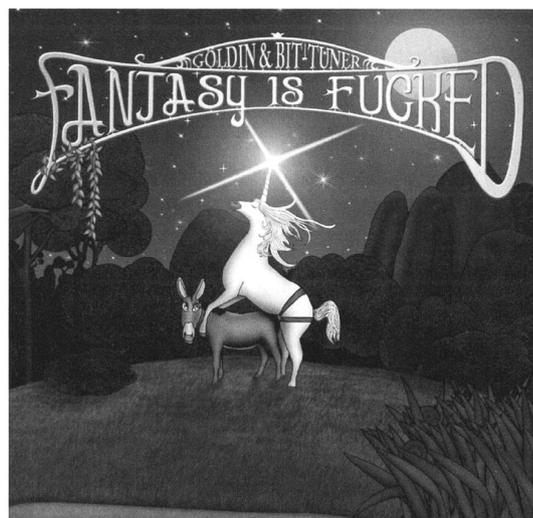
Im Gegenteil: «Fantasy is fucked» kommt daher wie «Empire Strikes Back», der Mittelteil einer Trilogie, der beim ersten Anhören alle Modefrützen abschrecken und verjagen wird und den wahren Fans über die Jahre so ans Herz wachsen wird, dass sie gar nicht anders können, als in der Beschreibung zu Superlativen zu greifen. Bit-Tuners Zeit in Berlin hat seine Beats verdüstert und geschärft, Rhythmusgehämmer durch Horrorfilmelodie ersetzt, da ist nun endgültig keine Anlehnung an Hip-Hop-Klischees mehr dabei, und Slammerjournalist Göldin rammt jedem Kritiker einen Blumenstraus in den Hals. «Fantasy Is Fucked» ist Manuel Stahlberger mit Maschinengewehr, nichts für die Morgensendung am Lokalradio, sondern ein sperriges Liebhaberobjekt, das vor allem die Frage aufwirft, wo genau die Grenze zwischen Hip-Hop und Musikkabarett ist.

Eine ähnliche Frage stellt sich bei «Sunshine In Exile», dem Debut des Duos Dfrex, bestehend aus Shqipton Rexhaj und Dave Fryman. Literaturpreisträger Rexhaj passt schon als Slampoet in kein Klischee: Als stilles Gegenstück zu all den Rumschreiern und Schnellsprechern, überzeugt der Rheintaler mit albanischen Wurzeln auch auf «Sunshine In Exile» mit sinnlichen, nachdenklichen Texten, mit Grabesstimme vorgelesen und weit von Hip-Hop-Gepose entfernt. Dass er für das Albumprojekt ausgerechnet St.Gallens bekanntesten Strassengitarristen, den Engländer Dave Fryman, gefunden hat, passt ins

Bild: Hier prallen Raprhymes auf Popmelodien, Englisch auf Schweizerdeutsch, Einsamkeit auf Öffentlichkeit. Erinnerungen an Manu Chao werden genauso wach wie an einen jungen 2Pac. Frymans Stimme verirrt sich in unsingbaren Höhen kompromisslos wie David Bowie und eindringlich wie Bright Eyes, während Rhexhaj von realem, gelebtem Unglück und echter Trauer singt, anstatt sich in Fantasiewelten über Autos, Drogen und Groupies zurückzuziehen, wie das seine grossen Vorbilder getan haben. Hier kehrt das Album auch zurück zu den Wurzeln des Rap, mit dem es musikalisch sonst wenig bis gar nichts zu tun hat. «Sunshine In Exile» ist die erste Produktion des zusammengewürfelten Duos und das hört man. Doch wagen sich Dfrex auf lang vergessene Pfade der Musik und liefern damit eine ehrliche Platte ab, ein Album, das jedem Poser-Kopfnicker die Schamesröte ins Gesicht treiben sollte. **Etrit Hasler**

Göldin & Bit-Tuner. Fantasy Is Fucked (Quiet Records).

Dfrex. Sunshine In Exile.





Das Gejammer über fehlende lokale Bands mit Profil und Potential dauert an. Dabei gibt es sie, die hart arbeitenden und Büchsenbier trinkenden Idealisten. Ein Augenschein in vier Proberäumen: bei Sundiver, Dominik Kesseli, Herr Bitter und All Ship Shape. von Barnaby Skinner

Wenn Programmverantwortliche lokale Vorbands suchen, zerbrechen sie sich meist den Kopf darüber, wer denn nun geeignet sei: Noch nicht allzu bekannt mit jugendlicher Frische, aber auch nicht mehr im Schülerband-Stadium. Die Musiker selbst kennen viele Gründe, warum es an Nachwuchs mangelt. Es habe zu wenige Proberäume. Oder sie beklagen sich: Grabenhalle und Kugl würden als Bühnen nicht ausreichen und das Palace biete heimischen Bands zu wenig Platz. Andere meinen, lokale Bands hätten teilweise absurde Ansprüche, würden für ihre Auftritte horrende Gagen fordern oder seien einfach nicht interessant genug. Die ganz Desillusionierten sagen, ein Publikum für Live-Musik würde es gar nicht mehr geben.

An einem liegt die magere Musikauswahl bestimmt nicht: an der Quantität. Die Liste heimischer Musikgruppen ist lang. In muffigen Luftschutzkellern treffen sie sich und stopfen die ohnehin engen Räume mit Schlagzeug, Gitarren und Elektronik voll und schaffen sich dort ihre eigene Musikwelt. Abgeschottet verliehen sie sich in eigene Kompositionen oder

beginnen sie zu hassen. Eingeklemmt zwischen schalldämpfenden Eierschachteln streiten sie über Refrains. Sie schreiben ganze Konzeptalben oder verwerfen das Material, an dem sie monatelang gearbeitet haben.

Die Konzeptionisten

Die Tour im Frühling durch Deutschland und Österreich stellte Sundiver komplett auf den Kopf. Fünf Jahre hatte die vierköpfige Band britisch orientierte Gitarren-Musik gespielt. Im Jahr 2005 veröffentlichten sie ihr Debut «Hit Below The Belt». Sie entfernen sich aber zunehmend vom klassischen Songwriting und vertonen nun ein Science-Fiction-Buch. Sänger und Gitarrist Barnabas Németh erklärt, wie es dazu gekommen ist.

Der 27-jährige hockt sich mit einem Dosenbier auf einem Schemel. Er sitzt vor einem mit leeren Bierflaschen überladenen Tisch in einem Luftschutzkeller unter dem Plattenladen Z-Records im Herzen St.Gallens. «In München zeigte uns der Veranstalter nach einem Auftritt sein Konzeptalbum. Alex hiess er, oder?» Németh blickt zu Silvio Odoni, dem Leadgitarristen, der ihm gegenüber im obligaten Bandraumsofa versinkt. Dieser nickt, nimmt einen Schluck aus seiner Bierdose und übernimmt: «Er hat es irgendwann in den Siebziger Jahren aufgenommen. Wir hörten es auf der Weiterreise im Bus auf und ab. In Wien ist dann die Idee entstanden, selber ein Konzeptalbum zu machen und das Science-Fiction-Buch 'Sundiver' von David Brin zu vertonen.» Seither sind im Keller unter dem Plattenladen weniger krachende Gitarrenwände zu hören. Kapitel für Kapitel arbeiten sie sich durch das Buch. Németh sagt: «Wir haben uns zu einer

Postrockband entwickelt.» Németh schaltet den Harddiskrekorder ein und spielt zwei Passagen vor: Instrumental, vertrackte Rhythmen, langsame Spannungsbögen und explosionsartige Gitarrenriffs. Der Bandraum ist nicht nur zum Proben. Zukünftig wollen sie dort auch selber aufnehmen. Konzerte stehen vorerst hinten an. Erst nachdem das Buch komplett vertont sei, wollen sie die Bühne wieder betreten.

Der Tüftler

Dominik Kesseli lächelt, wenn man ihn danach fragt, wie lange er schon Musik macht. «Eigentlich schon immer», sagt er. Kesseli ist mit Musik aufgewachsen, sein Vater ist auch Musiker. Der 27-jährige verdient sein Geld mit Schlagzeugunterricht. Kesseli verbringt ganze Tage in seinem Keller an der Oberstrasse, etwas ausserhalb des Stadtzentrums. So angefressen ist er von seinem Soloprojekt. Richtig losgelegt hat er, als seine Freundin ein Jahr lang in England studierte. Er folgte ihr. Aber nicht an die Uni. Während sie büffelte, verbrachte er seine Zeit zuhause und schrieb Lieder.

Er lächelt wieder verschmitzt: «Ich tüftelte in dieser Zeit zwei Monate an einem Lied.» Kesseli hat in einigen Bands gespielt. Auch heute jammt er noch regelmässig mit Freunden. «Aber ich wurde in Bands vielleicht einmal zuviel enttäuscht», erklärt Kesseli seine momentane Vorliebe für sein Soloprojekt.



«Wenn ich alleine spiele, muss ich nichts aufgeben und bin nur mich selbst.»

Seine Musik ist sphärisch. Ausgeklügelte. Kein Ton zu viel. Keiner zu wenig. «Und neunzig Prozent ist analog», das betont er nicht ohne Stolz. Auf der Bühne bedient er mit einer Hand das Schlagzeug, mit der anderen Sequenzer und Gitarren, dazu singt er. Klingt nach Klamauk am Strassenrand. Ist es aber nicht. «Das Grösste ist es, nach einem Konzert zu sehen, wie baff alle sind», sagt er.

Kesseli fährt mit dem Finger Kreise auf seiner Bierdose. So richtig zufrieden mit den derzeitigen Konzerten ist er nicht. Er hat Grösseres vor. In St.Gallen spielt er vornehmlich in kleinen Lokalen. Vor kurzem in der Bar «Bittersüss» oder im «Bierhof» im Linsebühl. Sein Ziel bleibt aber die grosse Bühne. «Vielleicht ist es für mich gar nicht so geeignet», sagt er, «aber einmal solo am Open-Air ein Set zu spielen und 30'000 Leute hören dir zu, das stelle ich mir phantastisch vor.»

Die Stilmixer

Es ist verwunderlich, dass die vier Mitglieder von Herr Bitter sich zu einer Band zusammengerauft haben, so unterschiedlich sind die Stile und Wurzeln der vier Musiker. Schlagzeuger Jan Geiger kommt vom Jazz. Sänger und Gitarrist Sascha Tittmann bezeichnet sich als Singer- und Songwriter, Lapter und DJ Beni Müller liebt den Hip-Hop und Bassist Tom Peruzetto hat Gypsy-Musik im Blut. Sie nen-



Bilder: Michael Schoch

nen ihre Melange Splatter-Pop. In der heutigen Konstellation gibt es Herr Bitter seit anderthalb Jahren. Erst drei Auftritte sind zustande gekommen. «Durch die nicht eindeutige Stilzugehörigkeit ist es schwierig, gebucht zu werden», sagt der 33-jährige Tittmann, der Kopf der Gruppe.

Er sitzt zusammen mit dem Rest der Band in der Sonne vor dem Proberaum. Die vier verbringen jeden Samstagnachmittag im von der Stadt zur Verfügung gestellten Raum in der alten Trafostation an der Geltenwilenstrasse. Trotz den wenigen Auftritten schaut sich die Band bereits nach Auftrittsmöglichkeiten ausserhalb der Stadt um, in Basel, Luzern und Zürich, leicht fällt es aber nicht. Der Start in St.Gallen sei für Bands einfacher als anderswo, glaubt Tittmann. «Man kennt hier schnell die richtigen Leute», sagt er. Die Hürde in der Grabenhalle oder im Palace zu spielen, sei deshalb nicht hoch gewesen.

Die Wilden

Bei All Ship Shape ist der Name Programm. Die Redewendung kommt aus der Seefahrt. Matrosen brauchten sie, um durchzugeben, dass das Schiff startklar sei. Und so spielen die fünf St.Galler zwischen 20 und 23 Jahren auch einfach drauf los. Betritt man den Bandraum, hängen links Posters und Plakate ihrer Vorbilder: Charlatans, Lombego Surfers usw. Auf der Wand gegenüber hängen malträtierte Posters von Tokio Hotel.

Die fünf Jungs liegen auf der Polstergruppe in ihrem Proberaum im Linsebühl. Die Luft ist dick von Zigarettenrauch und aus den Verstärkern klirrt Velvet Underground. Gitarrist Michael Stadler erklärt ihren Sound: «Wir

brauchen keine Effekte, nichts. Einfach zwei Gitarren, Bass, Gesang und Schlagzeug. Einstecken und loslegen, das ist unser Ding.» Das zweite Motto der früheren Schulfreunde lautet: Keine Auftrittsmöglichkeit auslassen. Kürzlich hatten sie eine Anfrage einer Sekundarklasse. Der Sänger Sevi Walz schenkt sich Sauser in einen Plastikbecher ein: «Wir haben keine Sekunde gezögert aufzutreten.»

Die Band liebt Live-Auftritte derart, dass sie sich noch keine Gedanken über Aufnahmen macht. «Wir haben ein paar Live-Demos. Aber das ist alles», sagt Sevi Walz. Die MP3s auf der Internetplattform Myspace entwickeln nichts von der Energie, die diese Band live freilegt. Gefragt sind All Ship Shape aber allemal. Im Oktober stehen fünf Konzerte an.

All Ship Shape erhebt sich geschlossen vom Sofa. Die Gruppe hat seit zwei Wochen nicht mehr zusammen gespielt. In der Regel probt die Band zwei bis drei Mal die Woche. Sie stimmen einen ihrer Lieblinge an, einen Song mit zwei Akkorden: «Sugar Side». Einfacher, dreckiger Rock'n'Roll. Musik für einen guten Abend mit Freunden.

Ende September löste sich der Verein «Kultur onderem Bomm» auf. 15 Jahre lang unterstützte er die «junge Kultur» St.Gallens. Aus diesem Anlass wirft Saiten einen Blick auf das lokale Musikschaffen. In den nächsten beiden Ausgaben gilt unser Augenmerk der elektronischen Musik und der Clubkultur sowie der Förderung der «jungen Kunst».

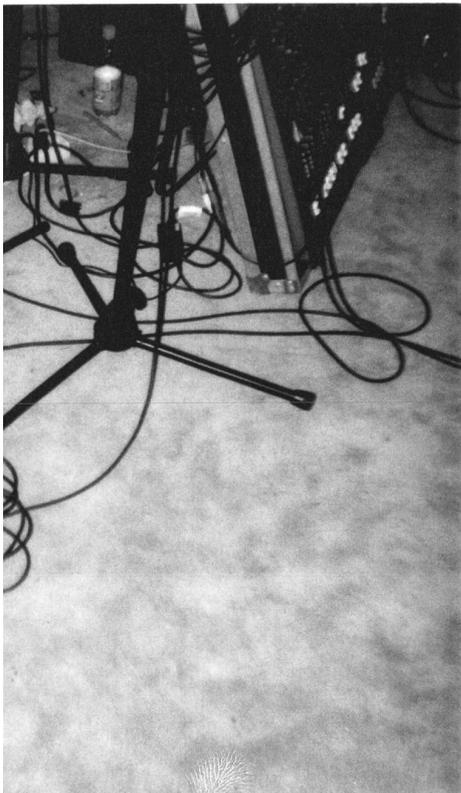
Mehr Infos:

www.myspace.com/sundiver

www.myspace.com/dominikkesseli

www.herrbitter.ch

www.myspace.com/allshipshape



2. ST.GALLER NACHWUCHSBAND-FESTIVAL

WWW.BANDX.CH

HOSTED BY LYCON

BANDX SG

**GRATIS
EINTRITT**

- 20. OKTOBER REMISE WIL 19:00**
27. OKTOBER KRAFTWERK KRUMMENAU 20:00
3. NOVEMBER KREMPEL BUCHS 19:00
10. NOVEMBER ZAK JONA 20:00
24. NOVEMBER GRABENHALLE ST.GALLEN 21:00

FINALE!

MIGROS
kulturprozent

Kulturförderung
Kanton St.Gallen

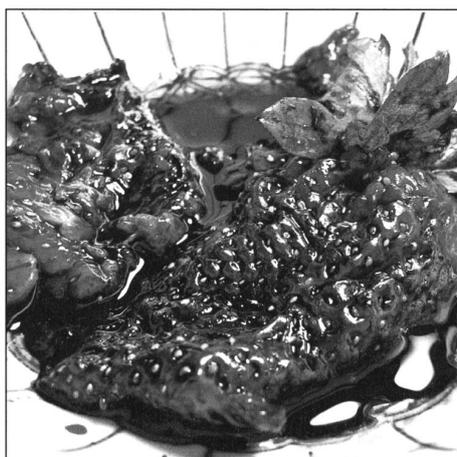


SWISSLOS

recus.ch

M.I.A. Bevor man sich mit der zweiten Platte von Mathangi «Maya» Arulpragasam beschäftigt, wären ein paar Tage Musikentzug im Voraus von Vorteil. Denn die gebürtige Britin mit srilankischen Wurzeln schöpft mit einer geballten Ladung musikalischer Zitate aus dem Vollen. Damit überfordert sie einen und bringt den Zuhörer vor der eventuellen Verzückung erst mal zur definitiven Verzweiflung. Diverse Produzentenhände sowie Samples aus Indien, Trinidad und Sri Lanka vermischen sich mit solchen aus der westlichen Musikgeschichte (Jonathan Richman, The Clash, New Order, Pixies) und verstärken das unruhige Bild eines durchgeknallten und trotzdem stringenten Gesamtkunstwerks. «Kala» (Musikvertrieb) entstand sozusagen on-the-fly mit wechselnden Sängern und Musikern. Ein «Work in Progress», geboren aus unzähligen Sessions in Jamaica, Indien, Australien, Japan und den USA. Also althergebrachte Hörgewohnheiten erst mal weglegen und sich von überflüssigen Kategorisierungen fernhalten: Nur so nähert ihr euch einem Album, das Musikgeschichte (fort)schreibt. Die Terroristochter führt die nichtssagende Etikette «Worldmusic» endgültig ad absurdum. Das allein finde ich schon wunderbar! «Arular» (so der «Kriegsname» von M.I.A.'s Vater) erschien vor zwei Jahren: Da wunderte sich noch die ganze Musikwelt, dass dieses Fräuleinwunder wie so nebenbei Pop und Politik verschwisterte, ohne dabei anmassend zu sein. «Kala» (so heisst M.I.A.'s Mutter) ist nicht weniger aufsässig und politisch als das Debüt. Jetzt kann es sich der Jungstar (der als bettelarmer Flüchtling aufwuchs) leisten, Immigrant- und Minderheiten-Schicksale ohne Blatt vor dem Mund auf den Tisch zu hauen. Und dies erst noch zu ewig blubbernden Sounds und unwiderstehlichen Beats. Klar funktioniert ein Song wie «XR2» im Klub besser als im Ohrensessel zuhause. Aber wir sollten M.I.A. und ihrer Botschaft überall zuhören.

ANIMAL COLLECTIVE. Auf einer Internet-Seite stand da unlängst etwas über «couragierte Dachschadenmusik». Herrlich! Animal Collective werden das hoffentlich nicht lesen und übersetzen können, wenn sie in diesem Monat nach St.Gallen kommen. Ehrlich gesagt war es nicht mein Tag, als ich auf diese CD stiess. Und hätte aufs Geratewohl obige Bemerkung unterschrieben. Später, nach mehreren Durchläufen, wichen Verwirrung und Schwindel endlich. Und aus den verdrückten Erdbeeren schälten sich wunderbar runde Melodiebögen heraus. Den perplexen Blick und die malträtierten Ohren plötzlich frei, wurde das Experiment «Animal Collective» nun zu keiner Qual mehr, sondern zum reinsten Vergnügen. Mit ihren vielschichtigen, improvisierten Soundcollagen greift die New Yorker Band Ideen des Psychedelic-Sounds der siebziger Jahre auf und entwickelt sie mit den Ingredienzien des amerikanischen, um sie herum entstandenen Genre New-Weird-Folk weiter. Ihr Gebräu ist happig, energierend komisch und befreiend zugleich. Und hypnotisierend. Was hier alles in Abfolge von wenigen Momenten räumlich verarbeitet und ausgebreitet wird, lässt sich schwer in Worte fassen. Mein Anspieltipp aus «Strawberry Jam» (Musikvertrieb) ist der phantastische, geniale Song «For Reverend Green». Der unverbesserliche Wüterich Avey Tare schreit sich die Seele aus dem Leib, während seine Kumpels Panda Bear und Geologist die Instrumente explodieren lassen. Wahnsinn!



CARIBOUandorra



CARIBOU. Andorra: dieses kleine vergessene Land zwischen Frankreich und Spanien, in einem Hochtal der Pyrenäen gelegen. «Andorra ist der Name für ein Modell», schrieb Max Frisch kryptisch an den Anfang seines berühmten Dramas. Und was ist für den Mathematiker Dan Snaith aus Kanada «Andorra» (Universal)? Dahinter werden wir wohl nie kommen. Kein Geheimnis dagegen ist, dass der unter dem Künstlernamen figurierende Caribou sein flirrendes und schwebendes Album im Alleingang aufgenommen hat und damit eine neue Ära der Psychedelic einläutet. Schon wieder Psychedelic? Ja, während Animal Collective Pink Floyds Debütalbum zu ihrem grössten Einfluss ernennen [sic!], hat Caribou sehr viel von den Beach Boys gelernt. Wie man Stimmungen überträgt zum Beispiel. Seine warme Stimme begleitet sinnlich: Als Zuckerguss tuts da eine Querflöte und bringens dort Schellenklänge, fernöstliche Percussions und auch etwas Chorgesang. Was Dan Snaith beherrscht, spielt er auch selbst. Was nicht, wird kurzerhand gesampelt. Sein Laptop ist sein Reisebegleiter. Der inzwischen in London lebende Doktor profitiert dort von einer Umgebung, die elektronischer Musik gegenüber aufgeschlossener ist, als das in seiner kanadischen Heimat der Fall ist. Die so gewonnene Selbstsicherheit und das muntere Drauflosspintieren sind diesem feinen Album anzuhören.

BEIRUT. Das schwierige zweite Album. Es ist dem Haudegen Zack Condon gelungen. Auf «The Flying Club Cup» (Musikvertrieb) hat der inzwischen in Paris wohnhafte Amerikaner eine Hommage an Frankreichs Kultur, Mode, Geschichte und Musik verewigt. Jeder Song ist einer anderen französischen Stadt gewidmet. Und jeder Song schwimmt à la Beirut in einem Meer von Melancholie. Wer seinen Erstling «Gulag Orkestar» aus dem letzten Jahr liebte, wird dies auch jetzt wieder tun. Die perfekte Mischung eines türkischen und balkanesischen Gefühls, «die sich irgendwo sehr betrunken anhört» (wie Condon einmal meinte), trifft nun also auf den Geist eines Aznavour, Brel oder einer Hardy. Viel wirklich Französisches höre ich dem neuen impressionistischen Meisterstück jedoch nicht an. Der Balkan-Blues dominiert die neuen Songs. Der junge Mann soll seinen verschrobenen musikalischen Vorstellungen ruhig treu bleiben. Und dass er auf der kommenden Europa-Tournee nicht zu Everybodys Darling aufsteigt, muss er auch nicht befürchten, wenn er sich das auch insgeheim wünschen mag. Dazu ist und bleibt dieser Vollblutmusiker dann doch ein paar Zacken zu schräg.

SIEBERS OKTOBER-PODESTLI:

- {1} Echo & The Bunnymen Ocean Rain (1984)
- {2} Scott Walker Scott 2 (1968)
- {3} Beirut The Flying Club Cup
- {4} Animal Collective Strawberry Jam
- {5} M.I.A. Kala
- {6} Ween The Mollusk (1997)
- {7} Townes Van Zandt At My Window (1987)
- {8} Caribou Andorra

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado.

TOGGENBURG

KEIN EVENT!

von Andy Roth aus Wildhaus

Vor einigen Monaten habe ich in dieser Kolumne – anlässlich des Empfangs von Skispringer Simon Ammann – über das pessimistische Bild gelästert, das regelmässig von den Obersten im Toggenburg über die Region verbreitet wird. Zahlreich waren die Reaktionen, und erst noch konstruktiv. Es folgten Gespräche darüber mit dem Tourismuschef Florian Kern und dem Gemeindepräsidenten Alois Ebner. Und ich musste zugeben: Ums Toggenburg steht es schlechter, als ich geglaubt hatte. Hohe Steuern, rückläufige Übernachtungszahlen und mangelnde Unterstützung vom Kanton erschweren ein Vorankommen in der «Randregion». Im ersten Moment war ich irritiert, desillusioniert und vielleicht auch etwas entmutigt. Und doch bin ich überzeugt, dass sich Tiefen und Höhen stetig abwechseln. Deshalb wage ich die These: Die nächsten Jahre geht es hier bergauf.

Nachhaltige Projekte sind in der Pipeline; und eines scheint besonders herauszuragen: der Klang. Nichts Neues für die zahlreichen Jodelgruppen hier. Sie praktizieren die traditionelle Musik seit Jahren und geben sie an ihre Kinder weiter. Bis jetzt war das zumeist eine talinterne Angelegenheit. Nicht so die «Klangwelt Toggenburg». Nur schon der Titel dieses touristisch-kulturellen Grossprojekts deutet an, dass hier etwas ganz Neues entsteht.

Klangwelt meint nicht trendige Musikfestivals oder laute Ballermann-Nächte. Mit Klang ist die ursprünglichste Form der Musik gemeint, die Naturtönigkeit. In einer Kursbeschreibung tönt das so: «Wir lernen Naturjodelmelodien aus der Alpsteinkultur und begleiten uns selber dazu (Gradhöhe). Jodellieder, Vokale und deren Klang, Obertöne, Jodeltechnik und Atem sind weitere Themen, die wir streifen.»

Was im ersten Moment furchtbar unaufgeregt klingt – ist es auch beim zweiten Hinschauen. Bei der Klangwelt Toggenburg geht es nicht um Events, Halbprominente und Spektakel. Sondern um gemeinsames Erleben von Musik, das Tradition und Weltoffenheit verbindet. Ruhig, einfühlsam, wohltuend. In unserer schnellen und lauten Welt kommt diese Erfahrung genau richtig – für Einheimische wie für Gäste. Sie vermittelt Werte wie Natürlichkeit, Ursprünglichkeit und Spiritualität.

Ein Dutzend aktuelle Projekte zum Thema Klang existieren im Toggenburg bereits mit Erfolg oder sind in Planung. Klangweg, Klangfestival und Klangkurse locken bereits mehrere tausend Besucher pro Jahr an. Das geplante Klanghaus am Schwendisee – erbaut von Peter Zumthor – dürfte ab 2010 diese Zahl verdoppeln. Klangwellness, Schellenschmiede, Klangbus, Kultur am Säntis und Saitenwind sind weitere Projekte, die allesamt vom Gründer und Ideengeber Peter Roth lanciert wurden. Für einmal ist das Toggenburg der Pionier, der Tonangeber. Es ist jetzt an uns, den Dirigentenstab nicht so schnell aus der Hand zu geben.

Andy Roth, 1983, arbeitet als Leiter des Tourismusprojekts «snow-land.ch» und lebt in Wildhaus.

Saitenwind-Festival. 19. bis 21. Oktober in Wildhaus. Mehr Infos: www.klangwelt.ch

APPENZELL

IM PILZFIEBER

von Carol Forster aus Appenzell

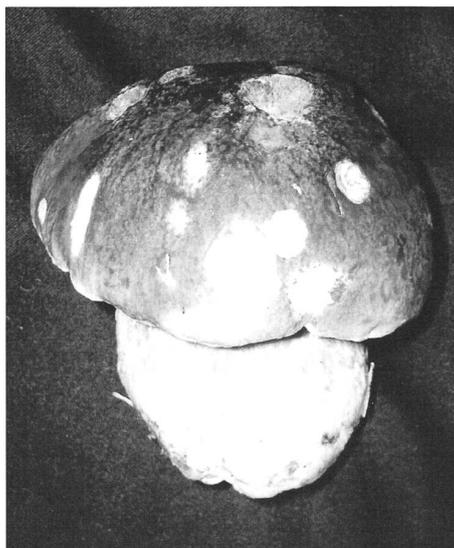
Jedes Jahr im Herbst, wenn sich die Blätter der Bäume verfärben und das Licht warm durchs Geäst ins Waldesinnere scheint, verändert sich der Blick beim Gang durch die Wälder. Schon auf den Hügelwegen zieht es einen magisch Richtung Waldrand, die Augen auf den Boden geheftet, die saftigen Böden abtastend und dann die Freude, wenn ein kleines Etwas aus dem moosigen Erdreich ragt. Pilzzeit! Schönfussröhrling, Satanspilz, Ziegenlippe, Erlengrübling, Glimmerschüppling, Mehrläsling, Helmling, Faltentintling, Grünblättriger Schwefelkopf, Purpurschneckling, Mairitterling, Ziegelroter Risspilz, Rettichfäbbling, Tränender Saumpilz, Samtfussrübling, Tiegelteuerling, Kuhmaul, Schweinsohr, Zaunblätling. Allein schon die Namen entführen in die Welt der rotkappigen Zwerglein, die hinter jedem Wurzelstock hocken und sich in die kleinen Fäustchen lachen, wenn wir die Ungeniessbaren erwischen. Eigentlich kenne ich mich mit Pilzen überhaupt nicht aus. Ich erkenne ein paar wenige Sorten, den Maronenröhrling, den Steinpilz, den Lachsreizker und den Fliegenpilz. Ausserdem den Parasol und den Schopftintling. Allesamt leckere Speisepilze, ausser dem Fliegenpilz natürlich.

Ohne Bestimmungsbuch gehe ich nicht in den Wald. Beim letzten abenteuerlichen Streifzug durch Töbel und Höger hatten wir ein üppiges Nachtessen gesammelt. Mir schienen alle Pilze etwa gleich auszusehen, mehr oder weniger hatten wir unser Mahl nach Büchlein bestimmt. Die Erinnerung an ein ungeniessbares Risotto vor ein paar Jahren wurde wach – da musste ein einziger Pilz dabei gewesen sein, der das ganze Gericht bitter werden liess. Das Essen landete im Kübel und wir in der Pizzeria. Diesmal nicht! Die Pilzkontrolle im Dorf begutachtete unseren Fund. Der Gang zum Pilzkontrolleur ist unumgänglich und ausserdem habe ich noch nie so viel über Pilze erfahren wie dort. Beim Warten, bis wir an die Reihe kamen, erzählten sich die Pilzer Schaugeschichten über meist tödliche Pilzgerichte, dass einem der Appetit verging. Das Kichern der Zwerglein begleitete uns weiter. Da hätte einer, immer am selben Platz, Wiesenchampignons geerntet. Selbstverständlich hätte er geglaubt, dass alle von der selben Sorte wären, und nicht mehr jeden der Pilze einzeln bestimmt. Aber oha – da sei ein Knollenblätter darunter gewesen und der Pilzer dann tot. Ganze Familien wurden dahingerafft, alle tot am Tisch aufgefunden, das Pilzmenu noch in den Tellern, nur der Hund hätte überlebt.

Das grosse Aufatmen, als unser Fund begutachtet wurde. Alles essbar, gewisse Exemplare



«Klangwelt Toggenburg»: Es geht aufwärts im Tal. Bild: pd.



Ohne Kontrolleur kein selbstgepflücktes Znacht.
Bild: Prisca Cerutti

richtig fein sogar. Bloss – Überraschung – es waren weit mehr verschiedene Sorten, als wir mit unserem Büchlein herausgefunden hatten. Zuhause dann das grosse Pilze-Putzen und -Schnetzeln, ein Glas Wein dazu und die Vorfreude auf ein grossartiges selbstgepflücktes Nachtessen. Das gute Gefühl, die giftigen Exemplare stehen gelassen zu haben – dass nur die besten in der Pfanne landen. Zu guter Letzt der stille Schwur, nie wieder ohne Pilzkontrolleur ein Süppchen zu brauen.

Pilzkontrollstelle Appenzell. Franz Mock, Herrenrüti 3.

Telefon: 071 787 35 76.

Carol Forster, 1961, führt den Bücherladen in Appenzell.

VORARLBERG/RHEINTAL

VERSCHWÖRUNG IN DER GARTENBEIZ

von Kurt Bracharz aus Bregenz

Vor ein paar Wochen hatte ich an einem Donnerstagvormittag eine Rezension von Irène Némirovskys Roman «Hunde und Wölfe» geschrieben. Manche halten die Romane der 1942 in Auschwitz ermordeten Jüdin Némirovsky für antisemitisch, weil ihre Protagonisten aus der jüdischen Bourgeoisie so geldgeil sind, wie es das altbekannte Klischee vorschreibt. Aber die Schriftstellerin hat eine Begründung für das besondere Verhältnis ihrer Juden zum Geld: «Geld tat allen gut, aber für die Juden war es so notwendig wie Wasser, wie Luft. Wie ohne Geld leben? Wie die Schmiere bezahlen? Wie die Kinder zur Schule schicken, wenn der Prozentsatz der Zulassungen überschritten war? Wie die Genehmigung erhalten, hierhin oder dorthin zu gehen, dies oder das zu verkaufen? Wie dem Militärdienst ent-

kommen? Oh mein Gott, wie ohne Geld leben?» Der Militärdienst konnte unter dem Zaren zwanzig Jahre dauern, wenn man sich nicht loskaufen konnte. Und Geld war auch die einzige Möglichkeit, den regelmässigen Pogromen zu entkommen, indem man entweder ins Reichenviertel zog, wohin sich der antisemitische Pöbel nicht wagte, oder überhaupt das Land verliess.

Am Nachmittag jenes Donnerstags fuhr ich über die Grenze nach St. Margrethen, Fische und Meeresfrüchte kaufen. Die frische italienische Ware wird dort am Donnerstagnachmittag im Fischmarkt angeliefert. Da ich nicht für ein Restaurant, sondern für einen Zweipersonenhaushalt einkaufe, klingt das vielleicht ein wenig aufwändig, aber ich wohne neben einem Bahnhof und der Fischmarkt liegt fünf Gehminuten hinter dem anderen Bahnhof. Es ist also eher wie eine Fahrt in einer Stadt mit dem Tram.

Nach dem Einkauf hatte ich eine halbe Stunde Zeit bis zur Rückfahrt, die Sonne schien, und bei den Beizen in Bahnhofsnähe standen die Tische noch im Freien. Also setzte ich mich in einen Garten und bestellte eine Stange. Ausser mir war noch eine Pensionistenrunde da: ein Mann, drei Frauen, alle vier nicht sehr weit über sechzig. Sie unterhielten sich über die offenbar grossen Unterschiede zwischen verschiedenen Pensionen (ich kenne mich da in der Schweiz nicht aus, klar war aber, dass sich alle vier benachteiligt fühlten). Dann kam eine der Frauen auf den damals gerade in die Breddouille geratenen US-Immobilienmarkt und die US-Notenbank zu sprechen und dann – wahrscheinlich über die Namen Alan Greenspan und Ben Bernanke – war auch gleich klar, wer an allem schuld ist und immer schon war: die Juden, wer sonst. Die USA werden sowieso von ihnen regiert, aber der Mann sagte auch gleich im Brustton der Überzeugung: «Das ganze Schwabenland gehört den Juden.» Dabei war mit «Schwabenland» wohl nicht Baden-Württemberg, sondern pars pro toto ganz Deutschland gemeint. Ich hatte vor meinem Bier im Sonnenschein in einer bis dahin gemütlichen Schweizer Beiz das Gefühl eines Zeitsprungs: Deutschland, zirka 1930. Normalbürger äussern sich im Gasthaus ganz unbeschwert über die jüdische Weltverschwörung.

Auf die globalen Visonen des Mannes gingen die Frauen nun nicht näher ein, sondern eine erzählte ihre ganz persönlichen Demütigungen durch Juden: In einem Kaufhaus oder Geschäft (ich kriegte den Namen nicht mit) hätten «die Juden» – also die jüdischen Besitzer – die Rechnung jedes Mal nach der Kommastrichstelle zu ihren Gunsten gerundet, es sei also immer nur um Rappen gegangen, aber das läppere sich ja auch zusammen, und so seien die stinkreich geworden, indem sie die kleinen Leute um Rappenbeträge beschissen.

Vielleicht hätte ich etwas sagen sollen, bevor ich aufstand und zum Bahnhof ging. Aber es gibt diesen Satz von Ödon von Horvath:

«Nichts gibt so sehr das Gefühl der Unendlichkeit wie die Dummheit.» Und dieses Gefühl der Unendlichkeit paralyisiert mich in solchen Fällen. Was kann man denn Sinnvolles zu jemandem sagen, der offenbar ernsthaft glaubt, Deutschland werde im Jahr 2007 von «den Juden» beherrscht?

Bei Neonazis glaube ich eine üble Legierung aus vollständiger Unbildung und unspezifischer Aggressivität am Werk zu sehen, aber in den vierziger Jahren geborene Schweizerinnen und Schweizer können ja keine «alten Nazis» sein. Was aber dann? Über den «alltäglichen Faschismus», wie die 68er Stammtischklischees nannten, scheint mir das doch hinauszugehen.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

THURGAU

DER LACHENDE HECHT

von Kathrin Fahrni aus Frauenfeld

Wenn der älteste Sohn nach Wochen von seinen Geschäftsreisen zurückkehrt, findet man sein Auto frühmorgens im Dorf, in Seenähe. Er ist mit seiner Gundel auf den Untersee gerudert und hat es auf einen Hecht abgesehen. Gewinnt der Mann den Kampf mit einem der begehrten Raubfische, erlöst er das Tier mit einem Schlag auf den Kopf von seinen irdischen Leiden. Zuhause schabt er mit dem gezackten Schupper energisch und gegen den Strich über die Haut des Fisches, die Schuppen fliegen. Er schneidet ihm den Bauch auf und nimmt alles heraus, was nicht festes, weisses Fleisch ist. Dann wird der Hecht von der Männer- zur Frauensache.

In der Küche bestreut die Mutter den Fisch innen und aussen mit Salz, Pfeffer, etwas Aromat. Wenn es der Garten hergibt, legt sie dem Tier Petersilie oder Rosmarinzwige in den Bauch, auf jeden Fall kommt fast ein halbes Mödeli Butter, in Scheiben geschnitten, hinein: Hechtfleisch ist eher trocken. Die Mutter bestreicht den Boden eines Bräters mit etwas Butter. Damit der gut achtzig Zentimeter lange Hecht in der eckigen Form Platz findet, muss sie ihn verbiegen, bis das Tier an einer Seite Falten bekommt. Butter ist es wieder, der ihm über den Rücken gelegt wird, als gebe man ihm auf seiner letzten Reise noch etwas Gepäck mit. Zuletzt hebt die Mutter dem Fisch mit einem Küchenmesser den Oberkiefer an und steckt eine Zitronenscheibe hinein – das gebe einen lachenden Hecht, sagt die Mutter.

Es empfiehlt sich nicht, in den Rachen des Raubfisches zu greifen. Die 700 feinen Zähne zeigen alle nach hinten. Das Tier lässt seine

KULTUR IN AMRISWIL.

OKTOBER 2007

So. 7. Oktober, 14 bis 17 Uhr, Museen Amriswil

AUSSTELLUNG MUSEUMSSONNTAG

Schulmuseum, Ortsmuseum und Bohlenständerhaus präsentieren ihre aktuellen Ausstellungen. Eintritt frei.

Sa. 13. Oktober, 21 Uhr, USL

PARTY «GROSSSTADTGEFLÜSTER»



Live-Electro aus Deutschland: Snug on Tour präsentiert «Grossstadtgeflüster». Danach: Finest Mostindian Grooves.

Mi. 24. Oktober, 20.15 Uhr, Kulturforum

KABARETT SIMON ENZLER

Simon Enzler, Preisträger 2007 des Salzburger Stiers, lässt in seinem neuen Programm den Blick durch seine kleine Welt schweifen, natürlich mit der Absicht auch die grossen Zusammenhänge zu erklären. Sitzplätze: ausverkauft; Stehplätze sind an der Abendkasse noch erhältlich.

Fr. 26. Oktober, ab 19 Uhr, VOLLMOND bar

PARTY VOLLMONDBAR

Begegnungen, Gespräche und kulinarische Köstlichkeiten unter freiem Vollmond-Himmel.

Sa. 27. Oktober, 21 Uhr, USL

PARTY REGGAE MIT ROOTS ROCKERS

«Roots» in der Kombination mit «Rockers» ergibt eine unverkennbare Mischung aus erdigem, tanzbarem Sound. Leckere Reggae-Tunes sind garantiert.

So. 28. Oktober, 17 Uhr, Amriswiler Konzerte

KONZERT RHAPSODIE UND KRÖNUNGSMESSE

Das Vokalensemble Arco Musicale unter der Leitung von Erich Cesare Signer und ein Orchester ad hoc spielen Rhapsodie für Altosolo, Männerchor und Orchester von Johannes Brahms. Der zweite Konzertteil besteht aus der Missa Solenne (Krönungsmesse) von Luigi Cherubini. Solistin: Christina Aecherli (alt); Leitung Rolf Bolli.

Ständige Veranstaltung, Stadthaus

AUSSTELLUNG «WER IST AMRISWIL?»

10 Jahre «Kunst im Stadthaus»: Über ein halbes Jahr lang hat der Thurgauer Künstler Max Bottini Fotos von Amriswiler EinwohnerInnen gesammelt. Wer steckt hinter den 11 500 Datensätzen, die im Stadthaus verwaltet werden? Wie präsentieren sich diese Menschen? Max Bottini zeigt das Ergebnis in den begehbaren Räumen des Amriswiler Stadthauses. Die Ausstellung ist während der Bürozeiten geöffnet.

VERANSTALTUNGSORTE

Kulturforum, Bahnhofstrasse 22, Amriswil, Tel. 071 410 10 93, www.kulturforum-amriswil.ch

VOLLMOND bar, Bahnhofstrasse 22, Amriswil, vollmond_bar@hotmail.com

USL, Schrofenstrasse 12, Amriswil, www.uslruum.ch

Amriswiler Konzerte, Evangelische Kirche, Amriswil, Tel. 071 411 24 25

Schulmuseum Mühlebach, Weinfelderstr. 127, Amriswil, www.schulmuseum.ch, Tel. 071 410 07 01

Ortsmuseum, Bahnhofstrasse 3, Amriswil, Tel. 071 414 11 11

Bohlenständerhaus, Kreuzlingerstrasse 66, Amriswil, Tel. 071 411 26 75



klangreich

sonntag | 21. oktober | 17h

— sounds of silence —

metric art ensemble | wolfgang hessler_shakuhachi

sonntag | 18. november | 17h

— waterprojections —

peter waters_klavier

sonntag | 13. januar | 17h

— dakryon —

maya homburger_violine | barry guy_kontrabass | pierre favre_perkussion

sonntag | 24. februar | 17h

— john cage: sonatas & interludes —

petra ronner_präpariertes klavier

sonntag | 16. märz | 17h

— vokalensemble münchen —

& gruppe für alte musik münchen | martin zöbele_leitung

eintritte: chf 25 | € 15 | glm 20 | bis 16 j. frei

infos & reservation: —

www.klangreich.ch | tel.: 071 463 43 83 (ab 18h)

alte kirche
romanshorn



HOLIDAYS IN APPENZEL:

HISTORISCHE TOURISMUSPLAKATE

öffentliche führung:
tourismusplakate im wandel der zeit
28. oktober, 11.00 uhr, 5.–
museum herisau

weitere veranstaltungen
im appenzellerland:
www.appenzellkulturell.ch

appenze
kulturell



Hecht im Weingrab. Bild: Hannes Meier

Beute selbst im Tod nur ungerne entweichen. Dass der Fisch nun mit dem Kiefer zuckt, als lebe er noch, ist auf die Säure der Zitrone zurückzuführen. Sie lässt seine Nerven ein letztes Mal reagieren. Nochmals streut die Mutter reichlich Pfeffer über den Fisch, bevor sie zur Flasche mit Berlinger Müller-Thurgau greift. Vom Wein gibt sie dem Fisch reichlich mit, die Flasche ist danach zu mehr als der Hälfte geleert. 220 Grad heiss ist der Backofen, die Mutter hat den Knopf auf das Zeichen für Umluft mit Grill gedreht und den Deckel des Bräters über den Hecht gestülpt. Sobald der Fisch im Ofen ist, nimmt sie die Temperatur etwas zurück. Nach vierzig Minuten – der Duft der Mahlzeit ist längst bis in die Stube gedrungen – hebt sie den Deckel. Wenn die Haut des Hechtes an einigen Stellen zerplatzt, ist er gar. Zum Sonntagessen serviert die Mutter Salzkartoffeln, einen grünen Salat und Gemüse. Zum Trinken gibt es natürlich ein Glas Müller-Thurgau.

Kathrin Fahrni, 1975, ist Redaktorin bei der Thurgauer Zeitung.

WINTERTHUR

KONZERT FÜR KOLLEGEN

von Manuel Lehmann aus Winterthur

In dieser Kolumne geht es darum, wieso Schweizer Bands nicht wirklich gut sind – oder besser: das Publikum das Gefühl hat, Schweizer Bands seien nicht gut. In der Schweiz gibt es zu viele Musiker, die zu wenig Leidensdruck verspüren. Dieser würde zu guten Melodien und intensivem Üben führen. Es fehlt sowohl an Ehrgeiz wie auch an Authentizität. In der

Schweiz kann sich jeder das Hobby Musik leisten. Eine Band zu haben ist vielfach ein Zeichen von Wohlstandsverwahrlosung. Verwahrlost tönt dann auch das, was auf der Bühne dargeboten wird. Darum hat das Publikum bereits viel zu viele schlechte Schweizer Bands gesehen. Alle haben Kollegen, die in einer ebensolchen spielen.

Die wirklich guten Schweizer Bands hingegen haben keine Kollegen, da sie mehr Zeit im Übungsraum als mit Kollegen verbringen. Dafür haben sie ein deutsches oder französisches Label und Erfolg im Ausland. Neustes Beispiel sind Puts Marie aus Biel. Es war immer wieder so: Unzählige Beispiele könnten hier angeführt werden von Schweizer Bands, die im Ausland Erfolg haben und in der Schweiz von keinem Schwein gehört werden. Die Qualität der guten Schweizer Bands wird zwar von den Musikkritikern erkannt und

diese haben in vielen Medien eine Plattform (von Loop bis NZZ) – nur glaubt den Kritikern niemand. Im Gegensatz zu anderen Ländern, wo die Musikkritik massgeblich zur Entdeckung von guten Bands beiträgt, hat diese in der Schweiz keine Kultur. Darum spielen gute Schweizer Bands wie Puts Marie aus Biel, auch bei uns im Kraftfeld, vor nur sehr wenig Leuten. Es nützt nichts, dass bei uns seit Jahren gute bis sehr gute Schweizer Bands auftreten. Meist geschieht dies vor wenig Leuten. Im Gegensatz zu den mittelmässig bis guten Winterthurer Bands, die den Laden füllen und den weniger tollen Winterthurer Bands, die immer noch mehr Leute anlocken als die sehr guten Schweizer Bands. Die sehr guten Winterthurer Bands hingegen spielen im Gaswerk und Salzhaus – da hat es mehr Platz fürs zahlreiche Publikum.

Niemand kann und soll gezwungen werden, sich gute Schweizer Bands anzuschauen. Das muss jeder selber wissen. Es gibt nur eine Gesellschaftsgruppe, für die es Pflicht sein sollte, sich ganz allgemein gute Konzerte anzuschauen: die Musiker! Und zwar nicht nur diejenigen ihrer Musikkollegen – sondern auch diejenigen von guten Schweizer Bands und ausländischen Formationen, die vor der eigenen Haustüre spielen. Wie wenige der unzähligen Winterthurer Musiker Konzerte auswärtiger Bands besuchen, erstaunt mich immer wieder. Nur bei den Konzerten heimischer Musikkollegen lässt man sich blicken – im Gegenzug kommen diese dann ja ans eigene Konzert.

Und noch eine Beobachtung zur Schweizer Musikszene: Erfolg haben vor allem Schweizer Bands, die ein ländliches Publikum ansprechen (genannt Landeier). Diese Menschen hören Schweizer Musik. Städtisch-urbane Publikum hört aber kaum städtisch-urbane Schweizer Musik. Leider.

Manuel Lehmann, 1974, ist Veranstalter im Kraftfeld Winterthur und für Afro-Pfingsten.



Ob gut oder mittelmässig, am Schluss bleiben die leeren Flaschen. Bild: Manuel Lehmann